

Begegnungen: Bryan Ferry, Matteo Renzi, Egon Ammann

Nummer 5 – 29. Januar 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

National-
konservativ:
Eine Ehrenrettung

DIE WELTWOCHEN



Die grosse Flut

Notenbanken übernehmen die Macht.

Von Beat Gygi

Dieudonné Ballaballa?

Wie der französische Anarcho-Komiker zum Staatsfeind wurde. *Von Alex Baur*

Levrat lästert über die FDP und denkt ans Aufhören

Der Präsident der Schweizer Sozialdemokraten im Streitgespräch.

Von Markus Schär



Toshiba empfiehlt Windows.



➤ GETESTET. ZUVERLÄSSIG. GARANTIERT.

DER SATELLITE PRO R50-B: BEREIT FÜR IHR GESCHÄFT

Erleben Sie die Faszination eines neuen Computers mit Intel Inside®. Der Satellite Pro R50-B wurde vom Design und der Entwicklung bis in die Produktion konsequent auf Zuverlässigkeit ausgelegt. Das macht ihn zu einer lohnenden Investition für Unternehmen jeder Größe, denn über Ausfälle müssen Sie sich bei diesem Notebook keine Gedanken machen. Typische Toshiba Qualität eben!

Und dabei dürfen Sie uns beim Wort nehmen: Auf alle Satellite Pro R50-B mit Intel® Core™ i3- oder Core™ i5-Prozessor geben wir unsere Reliability Garantie. Sollte doch einmal ein Defekt auftreten, reparieren wir das Gerät kostenlos UND erstatten Ihnen den Kaufpreis!*

Mehr Infos und die Teilnahmebedingungen finden Sie unter:

www.toshiba.ch/de/reliability

SATELLITE PRO R50-B-12R

- Intel® Core i5-4210U Prozessor
- Windows® 7 Professional (vorinstalliert) und Windows 8 Pro (auf DVD)
- Entspiegeltes HD-Display mit 39,6 cm (15,6")
- 2 x USB 3.0, 1 x USB 2.0, 1 x HDMI®, 1 x RGB, Intel® WiDi, Intel® Wi-Fi (802.11 ac+a/b/g/n), Bluetooth® 4.0, Gigabit LAN
- 500 GB Festplatte
- Bis zu 6,5 Stunden Akkulaufzeit (MobileMark 2012)
- 2,3 kg

CHF 799,-

TOSHIBA
Leading Innovation >>>

* Die „Reliability Garantie“ gilt für den Satellite Pro R50-B mit Intel® Core™ i3 und für den Satellite Pro R50-B mit Intel® Core™ i5. Sollte Ihr Notebook innerhalb eines Jahres ab Kaufdatum einen Defekt aufweisen, der den Garantiebedingungen entspricht, können Sie eine kostenlose Reparatur im Rahmen der Standardgarantie sowie eine Rückerstattung des Kaufpreises beantragen. Diese Garantieleistungen können nur beantragt werden, wenn das Notebook innerhalb von 30 Tagen ab Kaufdatum registriert wurde. Diese Aktion gilt nur für Modelle, die unter die Garantie fallen. Die Bedingungen können Sie unter www.toshiba.ch/de/reliability herunterladen.

«Sie wollen wohl meinen Nachruf schreiben», witzelte Verleger Egon Ammann, als ihn Kulturredaktor Rico Bandle in einem Café in Berlin-Charlottenburg traf. Der 73-jährige Ammann gehört zu den schillerndsten Figuren des deutschsprachigen Literaturbetriebs – er ist aufbrausend, voller Leidenschaft, ein Bonvivant, den weder Moralisten noch Ärzte von seinem ausufernden Lebensstil abhalten können. Im Gespräch erzählte er von seiner Begeisterung für schnelle Autos und den Stierkampf, von Begegnungen mit kurdischen Rebellen, dem Papst und grossen Denkern. Entstanden ist eine Würdigung einer herausragenden



Ausufernder Lebensstil: Verleger Ammann.

Schweizer Persönlichkeit mit einer herausragenden Lebensgeschichte. **Seite 34**

Nur einmal im Jahr macht SP-Präsident Christian Levrat Geschenke: Beim Dreikönigs-Apéro, zu dem die Partei die Bundeshausjournalisten einlädt, findet sich in jedem Kuchenstück ein König (wodurch allerdings die inflationär verliehene Auszeichnung jeden Wert verliert). Bei dieser Gelegenheit gibt der Schachspieler Levrat jeweils auch die Strategie für das Jahr vor, gewöhnlich ohne Kompromisse und Konzessionen. Diesmal bot er der FDP ein vergiftetes Geschenk an: die Zusammenarbeit gegen die SVP. Damit will der SPS-Präsident bei den eidgenössischen Wahlen im Oktober die Allianz von SVP und FDP sprengen und so die Mitte-links-Mehrheit in der Bundesversammlung und im Bundesrat sichern. Levrat willigte nach Bedenkzeit ein, über seine Strategie mit der *Weltwoche* zu sprechen. Redaktor Markus Schär

fragt sich immer noch, was für einen Schachzug er damit macht. **Seite 48**

In der Westschweizer Presse herrschte Einigkeit wie selten: Die Auftritte des berüchtigten französischen Komikers Dieudonné M'Bala M'Bala, der mehrfach wegen Rassismus und Antisemitismus verklagt worden ist, sind nicht lustig und gehören, wenn nicht verboten, so zu-



Berüchtigter Komiker: Dieudonné M'Bala M'Bala.

mindest boykottiert. Wir haben die Vorstellung des Anarcho-Artisten besucht – und uns dabei halb tot gelacht. Darf man das? **Seite 28**

Theoretisch sind vor dem Gesetz alle Menschen gleich – nur Beamte sind etwas gleicher. Für eine strafrechtliche Ermittlung gegen Beamte braucht es in der Regel eine Einwilligung der politischen Vorgesetzten. Die Erfahrung zeigt überdies, dass viele Staatsanwälte Ermittlungen gegen Kollegen im Staatsdienst meiden wie der Teufel das Weihwasser. Redaktor Alex Baur ist auf ein extremes Beispiel gestossen: Durch jahrelange Prozesse musste eine Sekretärin die Bundesanwaltschaft richtiggehend zwingen, gegen einen mutmasslich ungetreuen Chefbeamten vorzugehen. Nun hat ihr das Bundesstrafgericht recht gegeben und eine Anklage verfügt. Der Fall ist von höchster Brisanz: Beim Angeschuldigten handelt es sich um Daniel Roth, Chefjurist von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf. **Seite 37**

Auf vielfachen Wunsch der Leserschaft gibt «Poldi» sein Comeback. Sie finden den Cartoon-Klassiker der *Weltwoche* jeweils im hinteren Hefte. **Seite 50**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehriger, Wolfgang Koydl,
Alex Reichmuth, Markus Schär,
Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Sandra Noser, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Jetzt bis 21.2.2015
10%*
Vorteil auf Schlafen
und Kinderzimmer



Bett
3591.-*
statt 3990.-
Ohne Bettinhalt
Inkl. Kopfteil
5★ Liefer- &
Montageservice
teambywellis !

*Als myPfister-Member profitieren Sie von 10% Vorteil inkl. 2% Member-Bonus auf das gesamte Schlafsortiment (Schränke, Einzelbetten, Schlaf- und Jugendzimmer, Matratzen, Einlegebetten, Kissen/Duets und Bettwäsche) vom 26.1. bis 21.2.2015, online bis 22.2.2015. Der Vorteil ist nicht kumulierbar mit anderen Vergünstigungen und Stichtagen. Nicht gültig für bereits erteilte Aufträge oder beim Kauf von Geschenkgutscheinen.

pfister.ch 
5 ★ Service



Nationalkonservativ

Eine längst fällige Ehrenrettung.

Von Roger Köppel

Es ist das Unwort schlechthin, der politische Kampfbegriff, der die Fronten übersichtlich sortiert. Hier die Guten, dort die Bösen. Hier die Weltoffenen, Fortschrittlichen, Liberalen und Urbanen, dort die Rückständigen, die Abschotter, die Hinterwäldler, genau: die Nationalkonservativen.

Nach Auffassung seiner Gegner bewegt sich der von panischen Abstiegsängsten gepeinigten Nationalkonservative vorzugsweise in Alpentälern oder an den rauchumnebelten Stammtischen frauenfeindlicher Landgasthöfe. Dort trifft man ihn beim Absingen der Nationalhymne oder beim Erzählen rassistischer Witze an. Sein Weltbild ist einfältig, isolationistisch, trostlos. Er hat Mühe, die enorme Komplexität politischer Probleme anders als in dumpfen Hetzparolen zu erfassen. Allenfalls gelingt es noch, ihn mit staatlichen Therapieangeboten und Sondersettings von den ihn manipulierenden Demagogen wegzulocken.

Das ist nur leicht übertrieben. Die Feindbilder sitzen. Niemand getraut sich offen zuzugeben, er sei nationalkonservativ. Die NZZ-Redaktion unterschrieb vor Weihnachten einen feierlichen Aufruf zuhanden der eigenen Konzernleitung, man möge bei der Besetzung des Chefredaktorenpostens auf einen Vertreter der «nationalkonservativen» Denkrichtung verzichten. Selbst die SVP distanziert sich trotzig mit dem Hinweis, sie sei «liberalkonservativ». Niemand will von einem Wort besudelt werden, in dem «nationalsozialistisch» giftig anklingt. «Nationalkonservativ» ist zur aktuell wirksamsten Diffamierungswaffe im politischen Wettbewerb geworden.

Halten wir dagegen: Hier liegt ein gewaltiges, wenn auch gewolltes Missverständnis vor. Die sogenannten Nationalkonservativen werden zu Unrecht schlechtgeschrieben. Die dem Begriff unterstellten Inhalte und Verunglimpfungen haben nichts mit der eigentlichen Wortbedeutung zu tun. Es kann keine Rede davon sein, dass «nationalkonservativ» gesinnte Schweizer ein isolationistisches oder gar fremdenfeindliches Weltbild vertreten. Aus solchen Behauptungen spricht Unwissen oder böse Absicht.

Zunächst: Die Schweiz ist eine Willensnation. Das heisst: Die Nation bezeichnet in diesem Land kein biologisches oder kulturelles Phänomen, sondern das Resultat eines politischen Willensakts. Das Nationale mit Bezug zur



«Nichtnationalkonservative bitte melden.»

Schweiz ist deshalb von seiner politischen Verfasstheit und den Verfahren seiner Herstellung nicht zu trennen. Die Nation der Schweizer ist nicht völkisch-stammesmächtig definiert, sondern sie umfasst die Summe aller Menschen, die an jenem Willensakt beteiligt werden, mittels dessen die Schweiz immer wieder neu entsteht. In den Worten des grossen Staats- und Völkerrechtlers Carl Hilty (1833–1909): «Was die Schweiz zusammenhält [...], ist ein idealer Zug, das Bewusstsein, einen in vielen Hinsichten besseren Staat zu bilden, eine Nationalität zu sein, die hoch über der blossen Bluts- und Sprachenverwandtschaft steht.»



Diese Erkenntnis führte den Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller schon 1841 zur Feststellung, dass jeder Ausländer ein genauso guter Schweizer werden könne, er müsse lediglich die Unabhängigkeit des Landes und dessen Gesetze achten. Umgekehrt, schrieb Keller, sei ein Schweizer, der die Gesetze eines anderen Staates vorziehe, kein echter Schweizer mehr. Der Begriff der Nation bezeichnet also keine exklusive Abstammungsgemeinschaft. Er bezieht sich auf alle Leute, die im freiheitlichen-schweizerischen Rechtsstaat leben. Zur Nation gehört, wer sich zu ihren Gesetzen bekennt.

Natürlich gab es auch in der Schweiz immer wieder Versuche, andere, an deutsch-europäischen Blut- und Boden-Ideen orientierte Unsinnskonzepte des Nationalen einzufügen. Sie konnten sich allerdings nie durchsetzen. Dies nicht deshalb, weil die Schweizer moralisch bessere Menschen gewesen wären, sondern einfach darum, weil die innere Vielfalt des Landes, sein gewachsenes Durcheinander an Sprachen, Religionen und Mentalitäten eine wirksame Bremse gegen solche Homogenisierungsbestrebungen bildete. Der Pluralismus war stets übermächtig.

Die grosse Integrationsleistung der Willensnation Schweiz besteht bis heute paradoxerweise darin, dass sie es mit der Integration nicht übertreibt. Man lässt sich in Ruhe, man lässt sich leben. Was die unterschiedlichen Stämme zusammenhält, ist eine Verfassung, die allen grösstmögliche Entfaltung, Sicherheit und Freiheit garantiert. Unter «nationalkonservativ» wäre demnach eine Haltung zu verstehen, die sich für die Konservierung, also für die Erhaltung dieser Nation einsetzt, die eine politische Gemeinschaft des Willens zur Selbstbestimmung und zur Freiheit ist.

Der Nationalkonservative tritt ein für den willensnational verfassten Rechtsstaat Schweiz. Dieser Rechtsstaat weist eine der höchsten Ausländerzahlen der Welt auf. Er steht für Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Freiheit, hohe Zuwanderung, massvolle Steuern, vernünftige Gesetze und beeindruckendes Wirtschaftswachstum. Seine Bürger haben das einzigartige Privileg, in Volksabstimmungen politisch zu entscheiden. Kein anderer Staat gewährt den Leuten mehr Einfluss. Der Nationalkonservative setzt sich dafür ein, dass die konkrete schweizerische Willensnation und ihr Staat erhalten bleiben.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich: Nicht Distanzierung, sondern eine Ehrenrettung für das zu Unrecht verteufelte Programm des «nationalen Konservativismus» ist dringlich. Nationalkonservativ sind alle, die sich engagieren für die Bewahrung des freiheitlichen Willensnationalstaats Schweiz. Wer ist dagegen? Wer will die Schweiz abschaffen? Und wodurch ersetzen? Alle Nichtnationalkonservativen sollen sich bitte melden.



Schreck der Industrie: Corrado Pardini. Seite 30



«Sex im Kopf»: Seite 58



Willkommen in der weltoffenen Schweiz: Seite 24



Kampf gegen Dschihadisten: Seite 42

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Kommentar Der Unterlasser

9 Im Auge Carme Ruscaldella, weltbeste Köchin

10 Einwanderung Kontingente

10 Religion Allah im Chindsgi

11 Personenkontrolle Rhinow, Wanner, Müller & Müller, Jordan, Mäder, Janssen

11 Nachruf König Abdullah ibn Abd al-Asis Al Saud

12 Die Deutschen Es gibt ein Drittes

12 Wirtschaft Sozial ist manchmal asozial

13 Ausland Brüchige Finanzdisziplin

14 Mörgeli Völkerrecht von Fall zu Fall

14 Bodenmann Wirtschaft deregulieren? Allerdings

15 Medien Symbolfiguren der Institution

15 Gesellschaft Getrübte Wahrnehmung

16 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

18 Die grosse Flut

Die Notenbanker gewinnen die Macht über die Politik

20 «Die Schweiz kann nur mitmachen»

Ökonom Hans-Werner Sinn erklärt das EZB-Manöver

22 Goldene Zeiten für Staatsangestellte

Staatsangestellte sind immun gegen die Unbill der Konjunktur

24 Selbstbestimmung und Weltoffenheit

Der SNB-Entscheid bedeutet das Gegenteil von Abschottung

27 Essay Der Tiger ist los

28 Die Komödie eines Tragikers

Wie Dieudonné M'bala M'bala zum Staatsfeind wurde

30 Härter als die Industrie

Corrado Pardini mischt die Gewerkschaft auf

32 Parfümwolke für die Energiewende

Der Bund sucht nach subtilen Beeinflussungsmethoden

34 Volle Fahrt, volles Risiko

Das abenteuerliche Leben des grossen Verlegers Egon Ammann

37 Justiz Widmer-Schlumpfs Chefjurist wird angeklagt

38 Italiens Hoffnung, Italiens Pech

Matteo Renzi sieht sich selbst als italienischen Tony Blair

40 Ausbruch aus der Nische

Hat die Alternative für Deutschland eine politische Vision?

42 «Einsame Wölfe gibt es nicht»

Terrorismus-Experte Jacquard fordert Sofortmassnahmen

44 Ankunft der kalten Frau

US-Firmen finanzieren Mitarbeiterinnen die Ei-Konservierung



«Kraft des Fortschritts»: SP-Präsident Levrat. Seite 48

Interview

48 «Es gibt keine Classe politique»

Für Christian Levrat fällt bei den eidgenössischen Wahlen im Oktober der Entscheid, wie sich die Schweiz in den nächsten zehn Jahren entwickelt

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Wim Wenders: «Das Salz der Erde»

54 Bestseller

54 Querdenker der Antike

Sechs Widerspruchsgeister aus Hellas gegen eingerostete Denkmuster

57 Jazz Jochen Rueckert

58 Date mit einem Sexforscher

Gerhard Haase-Hindenberg und die erotischen Fantasien der Deutschen

60 Top 10

60 Kino «Birdman»

61 Fernseh-Kritik «Giacobbo / Müller»

62 Namen Gedränge bei deftiger Musik

63 Hochzeit Emet Ozar und Jessica Bavermann

63 Thiel Negerbeil

64 Wein Assobio Douro DOC 2011

64 Zu Tisch Restaurant «Alice Choo», Zürich

65 Auto Lexus NX 300h Excellence

66 MvH trifft Bryan Ferry, Musiker

Autoren in dieser Ausgabe

Heinz Zimmermann



Der Professor für Finanzmarkttheorie an der Universität Basel zählt zu den renommierten Kennern der Schweizer Geldpolitik. In

seinem Essay sagt er, warum bei der Aufhebung der Euro-Kursuntergrenze der Markt richtig- und die Politik falschlag. Seite 27

Katja Oskamp



Die deutsche Schriftstellerin und Dramaturgin wurde für ihr literarisches Schaffen mit mehreren Preisen ausgezeichnet. Für die

Weltwoche hat sie sich – zwecks Ergründung der erotischen Fantasien der Deutschen – mit dem Sexforscher Gerhard Haase-Hindenberg verabredet. Seite 58

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH



VIP-Genussreise Bordeaux /Atlantik

Leben wie Gott in Frankreich!

Fliegen Sie mit dem Privatjet nach Bordeaux, und besuchen Sie das weltberühmte Château Lafite-Rothschild und Châteaux in den Appellationen Saint-Estèphe und Pessac-Léognan sowie eine Austernzucht an der Atlantikküste. Exklusive Führungen, Degustationen und gastronomische Genüsse inklusive.

Als VIP stehen Ihnen die Tore zu den sonst verschlossenen Top-Châteaux offen. Die Höhepunkte sind das Soirée-Konzert in der imposanten Wein-Kathedrale von Lafite-Rothschild sowie «Table Privée»-Essen in einem Château von Saint-Estèphe und Pessac-Léognan. Sie logieren standesgemäss im Fünfsternehotel, und mit Musse unternehmen Sie einen Bootsausflug zu den Sanddünen mit einem Mittagessen im idyllischen Restaurant «Trouvaille». Im Privatjet reisen Sie stilvoll und im kleinen Rahmen – ein Erlebnis der absoluten Extraklasse!

Programm:

1. Reisetag (1. Juli 2015)

- 8.15 Abflug im Privatjet in Zürich
- 9.30 Ankunft in Bordeaux
- 10.15 Besichtigung einer Eichenfassproduktion
- 12.00 «Table Privée» im Château der Appellation Pessac-Léognan (inkl. Führung und Degustation)
- 15.00 Erfrischung im Fünfsternehotel «Burdigala», Bordeaux

- 16.00 Erlebnisfahrt auf der Château-Route Médoc
- 17.30 «Table Privée» in einem Château der Appellation Saint-Estèphe (inkl. Führung und Degustation)
- 20.30 Transfer zum Château Lafite-Rothschild, Appellation Pauillac
- 21.00 Soirée-Konzert
- 22.45 Apéro im Weinkeller von Lafite-Rothschild
- 0.30 Ankunft im Hotel, Bordeaux

2. Reisetag (2. Juli 2015)

- 9.00 Fahrt an die Atlantikküste
- 10.15 Besuch einer Austernzucht mit Verkostung und Apéro am Meer
- 12.00 Mittagessen im Restaurant «Trouvaille» mit Blick auf die Sanddünen
- 14.45 Ausflug mit Taxiboot zu den Sanddünen
- 16.45 Transfer nach Bordeaux
- 17.45 Rückflug ab Bordeaux
- 19.00 Ankunft am Privatjet-Terminal in Zürich

Weltwoche-Spezialangebot

Bordeaux/Atlantik – Privatjet-Genussreise – nur in diesem Angebot!

Reisedatum:

Mittwoch, 1. bis Donnerstag, 2. Juli 2015

Leistungen:

- Park'n'Fly-Service in Zürich
- Privatjet-Flug Zürich-Bordeaux-Zürich
- 2 «Table Privée»-Essen
- Bootsfahrt und Mittagessen im «Trouvaille»
- Austern-Degustation inkl. Apéro
- Übernachtung im Fünfsternehotel «Burdigala» inkl. Frühstück
- Lokaler Transport

Spezialpreise:

Fr. 4780.– pro Person (Vorbehalt Verfügbarkeit; Einzelzimmerzuschlag Fr. 150.–)

Limitierte Teilnehmerzahl:

Max. 12 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung:

Informationen und das detaillierte Reiseprogramm finden Sie unter: www.weltwoche.ch/Platinclub

Veranstalter:

Executive CH GmbH, Privatjet- und Jacht-Reisen, 5430 Wettingen, Telefon 056 427 15 68
www.executive-private.ch
E-Mail info@executive-private.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Kluger Unterlasser

Von Markus Schär — Der Wirtschaftsminister weiss als erfahrener Exportindustrieller, wie Unternehmen durch eine Krise kommen: dank Sozialpartnerschaft, nicht mit Staatshilfe.



«Äusserst widerstandsfähig»: Bundesrat Schneider-Ammann.

Die Schweiz kann sich glücklich schätzen, dass Bundesrat Johann Schneider-Ammann im Wirtschaftsdepartement sitzt – auch wenn umstritten bleibt, ob er es führt. Das zeigte sich in einer Anekdote, die der Wirtschaftsminister im Gespräch zum Jahresende mit der *Weltwoche* erzählte. Er reiste zu seinem französischen Kollegen Arnaud Montebourg und sprach mit ihm auch über die Jugend Arbeitslosigkeit, drei Prozent in der Schweiz, 25 Prozent in Frankreich. Dabei wies der frühere Maschinenindustrielle darauf hin, dass er seine Firmen in Frankreich «d'une manière suisse» geführt habe, also sozialpartnerschaftlich. Das brachte ihm Erfolg, während ringsum Unternehmen aufgrund der starren Gesetzgebung zusammenpacken mussten.

Der französische Dirigist zeigte sich nicht beeindruckt. Seine Gesprächspartner im Ausland eiferten nicht dem Erfolg der Schweizer nach, stellte der Bundesrat fest, er spüre vielmehr in jedem Satz die Frage: «Wie können wir diese Schweizer auf Linie bringen?» Umso mehr sollten die Eidgenossen einen Wirtschaftsminister würdigen, der weiss, wovon er bei Rahmenbedingungen oder Handelsabkommen spricht, weil er selber Projekte in China aufbaute, in Frankreich durchhielt oder in Brasilien wieder abbrach. Und vor allem, weil er als Unternehmer die Sozialpartnerschaft lebte, also das

Einvernehmen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, das ohne Interventionen und Regulierung des Staates auskommt – einer der wichtigsten Standortvorteile der Schweiz.

Aber auch die Schweizer wissen einen Wirtschaftsminister «d'une manière suisse» nicht zu schätzen, zumindest jene, die nicht etwas machen, sondern alles besser wissen. Die Journalisten fragten reflexartig nach einem Konjunkturprogramm, obwohl der neue Wachstumsbericht feststellt, «dass die Schweizer Volkswirtschaft derzeit äusserst widerstandsfähig ist». Und die Linken höhnten über die Untätigkeit der Landesregierung, die mit dem Wachstumsbericht keine Lösungen biete – dabei legt der Bericht ausdrücklich die Grundlagen für eine langfristige Wachstumspolitik und kam nur nicht vor dem Entscheid der Nationalbank heraus, weil die Linke im Bundesrat die Behandlung verzögerte. Die Sozialdemokraten wissen genau, was zu tun wäre: Die Anwältin Susanne Leutenegger Oberholzer will den Euro-Kurs bei Fr. 1.15 festzurren, die Ärztin Marina Carobbio Guscetti die älteren Arbeitnehmer vor Kündigung bewahren, der Philosophiestudent Fabian Molina eine «gemeinsame, demokratische Wirtschaftspolitik» in Europa erzwingen.

Nicht nur die Roten und die Grünen wollen sich von den globalen Marktkräften abschotten,

»» Fortsetzung auf Seite 10

Glück, essbar



Carme Ruscalleda, weltbeste Köchin.

Es kommen aus dem Krisenland Spanien noch Geschichten, die von Erfolg handeln, wie diese vom «Kochen, um glücklich zu sein» (so heisst das Buch der Köchin). In Sant Pol de Mar an der katalonischen Küste, 5000 Einwohner, rauschen die Schnellzüge vorbei, die nie halten. Hier hat Carme Ruscalleda, 62, die Grande Dame der spanischen *cocina*, zwei Kinder grossgezogen und mittlerweile sieben Michelin-Sterne eingesammelt, drei in ihrem heimischen Lokal «Sant Pau», zwei im nahen Barcelona und zwei weitere im fernen Japan. Und Welten weit weg von der gehypten Experimentalküche für Snobs und Nachahmer im «El Bulli» ihres Landsmanns Ferran Adrià, der inzwischen statt Molekülen wieder Tapas aufischt. Christian Millau, Miterfinder des Restaurantführers «Gault Millau», erzählt gerne, wie er zum Feinschmecker wurde. Als kleiner Junge wartete er sehnsuchtsvoll auf die Rückkehr seiner *maman*, die als Konzertpianistin oft auf Konzert-Reisen ging, denn sie kochte den besseren Griessbrei als die Gouvernante. Von diesem frühkindlichen Bonus müssten die professionellen Köchinnen profitieren, denkt man vielleicht, aber die Pfannenrealität sieht niederschmetternd aus. Der «Guide Michelin», noch immer die wahre Ranglistenbibel aller Essgänger, verteilt seine Sterne im Verhältnis 1:100 von weiblichen zu männlichen Kochmützen. Ein kaum glaubliches Missverhältnis. Und das begehrte Dreisternekrönlein tragen weltweit nur gerade fünf Frauen. Der Fünfzehn-Stunden-Chefjob sei zu hart für eine Frau und Mutter, behaupten Experten. Carme wollte eigentlich Malerin werden, wurde aber im Lebensmittelladen der Eltern gebraucht. Sie machte Würste, bereitete lokale Spezialitäten zu, alles als Autodidaktin, und eröffnete 1988 schräg gegenüber mit ihrem Mann Toni Balam das eigene Restaurant. Ein japanischer Stammgast überredete sie zum Lokal in Tokio, dann übernahm sie das «Moments» im Hotel «Mandarin Oriental» in Barcelona. Ihre sieben Sterne strahlen vor Gesundheit, Frische, Natur, den Aromen der Jahreszeiten. Ihre Teller, sagt sie, seien wie Bilder von Mondrian. Glück ist essbar, selbst als geröstete Kaktusblätter. Peter Hartmann

sondern die Struktur-Erhalter jeder Couleur: von der Hotellerie, die ein Jahr lang keine Mehrwertsteuer zahlen soll, weil sie gemäss dem für sie weibelnden BDP-Nationalrat Hans Grunder «schon heute fast nicht mehr konkurrenzfähig» ist, bis zu den Milchbauern, die ihre für den Weltmarkt bereits jetzt zu teuren Exporte mit noch mehr Beihilfen unterstützen lassen wollen. Von so viel Hektik liess sich sogar der angeblich untätige Wirtschaftsminister anstecken: Bundesrat Schneider-Ammann warnte vor der Desindustrialisierung der Schweiz und machte damit unnötig auf Panik, zumal die Schweiz trotz stets stärkerem Franken immer noch das am stärksten industrialisierte Land der Welt ist. Auf Nachfrage zählte er, in eigenwilliger Auslegung der Volkswirtschaftslehre, selbst das Gastgewerbe («Tourismusindustrie») und den Finanzplatz («Finanzindustrie») zur angeblich gefährdeten Industrie, also Dienstleistungsbranchen, denen der Wachstumsbericht eine (zu) langsame Produktivitätssteigerung vorrechnet.

Der Wirtschaftsminister besann sich danach jedoch wieder auf seine Prinzipien, unbeirrt von der Polemik, die er ausgelöst hatte, weil er immer noch wie ein Unternehmer denkt: «Wenn wir die Kosten nicht senken können, verlieren wir Jobs», sagte der erfahrene Exportindustrielle. Deshalb müssten die Sozialpartner über alles reden: Arbeitszeiten, Arbeitszeitflexibilität, Löhne und Lohnnebenkosten. Weil Arbeitnehmer und Arbeitgeber zusammen Massnahmen fanden, kamen die Schweizer Unternehmen gut durch die Krise von 2008/2009. Und jene, die in der Schweiz eine Zukunft haben, werden es auch jetzt schaffen; mit den Möglichkeiten für Kurzarbeit hilft das Wirtschaftsdepartement dabei.

Crashkurs in Management

Daneben braucht die Schweiz nur eine Art von Interventionen: jene, die Eingriffe rückgängig macht. Als eine Stärke des Landes sieht der Wachstumsbericht gerade «die grosse Skepsis gegenüber einer interventionistischen und strukturerhaltenden Wirtschaftspolitik». Bundesrat Schneider-Ammann schlug denn auch eine Task-Force vor, um Massnahmen zur Deregulierung zu suchen, wie sie vor allem der Gewerbeverband schon lange fordert. Aber ausgerechnet der sozialdemokratische Bundesrat Alain Berset sprach sich gegen Aktivismus aus.

Der französische Wirtschaftsminister Arnaud Montebourg flog übrigens vor einem halben Jahr aus der Regierung und sitzt jetzt in der Insead Business School nach. Ein Crashkurs in Management würde auch manchem Schweizer Politiker nichts schaden, selbst dem Innenminister mit Doktorat in Volkswirtschaft.

Mehr zum Thema: Seite 22, 24

Einwanderung

Kontingente

Von Roger Köppel — Die EU eifert migrationspolitisch der Schweiz nach.

Zum Abschluss des World Economic Forum (WEF) in Davos trafen sich in einer Diskussionsrunde des Schweizer Fernsehens unter anderem die Schweizer Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga und Martin Schulz, der sozialdemokratische Präsident des Europäischen Parlaments. Schulz fiel in der Schweiz zuletzt eher negativ durch seine abfälligen Äusserungen zum Volksentscheid über die «Masseneinwanderung» im Februar letzten Jahres auf. Vor laufenden Kameras kommentierte Schulz die Annahme der Vorlage damals mit der Bemerkung, die Schweizer hätten sich von «niedrigen Instinkten» leiten lassen. Er meinte damit die beschlossene Einführung von Kontingenten zur Drosselung der Zuwanderung.



Höhere Einsicht: Sommaruga, Schulz, am WEF.

Man staunte daher nicht schlecht, als Martin Schulz in der erwähnten WEF-Diskussion zum Thema Flüchtlinge sich plötzlich mit dem Gedanken zu Wort meldete, die EU müsse über Kontingente nachdenken, um den Zustrom in

Die EU nimmt sich gerne Freiheiten heraus, die sie bei der Schweiz nie dulden würde.

den Griff zu bekommen und besser zu verteilen. Was im Fall der Schweiz also als das Produkt «niedriger Instinkte» gewertet werden muss, ist bei Schulzens EU das Resultat höherer Einsicht. Generell nimmt sich ja die EU gerne Freiheiten heraus, die sie beim EU-Nichtmitglied Schweiz nie dulden würde. Italien zum Beispiel setzt sich bis heute unbehelligt über das Dubliner Flüchtlingsabkommen hinweg.

Wahrscheinlich war es zu viel verlangt, in jenem Moment auf eine beherzte Intervention, auf einen kritischen Einwand der Bundespräsidentin, zu hoffen. Justizministerin Sommaruga schwieg und lächelte verbindlich.

Religion

Allah im Chindsgi

Von Rico Bandle — Muslime wollen eigene Kindergärten. Das müssen wir akzeptieren.

Das Zürcher Verwaltungsgericht wird demnächst darüber entscheiden, ob in Volketswil der erste islamische Kindergarten der Schweiz seinen Betrieb aufnehmen darf. Der Regierungsrat hatte im Dezember dem Vorhaben des islamischen Vereins al-Huda in zweiter Instanz eine Absage erteilt, weil das vorgelegte Konzept übermässig auf die religiöse Erziehung ausgerichtet und nicht mit dem Lehrplan kompatibel sei. Insbesondere der Anteil von zwanzig Prozent Arabisch- und Koranunterricht erachtete die Regierung als zu hoch. Vor einigen Tagen haben die Verantwortlichen des Vereins entschieden, den Entscheid weiterzuziehen.

Die Frage nach der Zulassung eines islamischen Kindergartens bringt eine freie Gesellschaft in ein Dilemma. Dass grundsätzlich jedermann eine Privatschule betreiben darf, solange er die gesetzlichen Vorgaben und Lehrpläne einhält, ist unbestritten. Aber können wir zulassen, dass gewisse Gruppierungen dieses Recht in Anspruch nehmen, um Kinder in einer mutmasslich unfreien Ideologie zu unterrichten? Üben wir damit nicht genau jene Toleranz aus, vor der der Philosoph Karl Popper eindringlich gewarnt hat, als er feststellte, dass uneingeschränkte Toleranz mit Notwendigkeit zum Verschwinden der Toleranz führe?

Gleiches Recht für alle

Sosehr uns die Idee widerstreben mag und sosehr diese auch sämtliche Integrationsbemühungen untergräbt: Wir sollten islamische Kindergärten nicht nur zulassen, wir müssen sogar.

Es gibt kein schlüssiges Argument, weshalb einer einzelnen Religionsgruppe das verwehrt werden sollte, was Anthroposophen, Juden oder Expats schon lange zugestanden wird: eigene Bildungseinrichtungen für ihre Kinder betreiben zu dürfen. Die Muslime von diesem Recht auszunehmen, wäre nicht nur staatspolitisch bedenklich, es würde auch jene Muslime bestärken, die sich ständig in der Opferrolle sehen.

Der Zürcher Regierungsrat hat mit seinem Entscheid trotzdem das richtige Signal ausgesandt: Er stellt klar, dass sich auch eine religiöse Privatschule an die offiziellen Lehrpläne halten muss. Muslimische Kindergärten und Schulen sollen zwar möglich sein – geht es um den Inhalt des Unterrichts, muss aber Schluss sein mit der Toleranz.

Personenkontrolle

Rhinow, Wanner, Müller & Müller, Jordan, Mäder, Janssen

Gemäss gutunterrichteten Quellen kommt ein Gutachten des bekannten Baselbieter Politikers und Rechtsprofessors **René Rhinow** (FDP) zum Schluss, die Veröffentlichung der Nackt-Selfie-Story um den Badener Stadtmann Geri Müller (GP) habe dessen Privat- und Intimsphäre auf unzulässige Weise verletzt. Zu reden gibt im Aargau aber vor allem der Auftraggeber des Papiers: **Peter Wanner**, Verwaltungsratspräsident und Verleger der AZ-Medien-Gruppe, zu der auch die *Schweiz am Sonntag* gehört – das Blatt also, das den Skandal bekanntlich publik machte. Man darf annehmen, dass Wanner schon im Voraus wusste, zu welchem Schluss



Juristisch fundierte Gegenposition: Verleger Wanner.

sein Parteikollege Rhinow kommen würde. Was war das Ziel der Übung? Gibt der Verleger mit dem Papier **Patrik Müller**, den Chefredaktor der *Schweiz am Sonntag*, zum Abschluss frei? Auf Anfrage gibt Peter Wanner Entwarnung. Rhinows Papier habe nicht den Status eines Gutachtens, es handle sich nur um ein internes Diskussionspapier, zu dem es auch eine juristisch fundierte Gegenposition des Hausjuristen gebe. Er sei nach wie vor der Meinung, dass die Publikation der ganzen Affäre nach der Polizeiaktion gegen **Geri Müllers** Internetbekannte in Baden gerechtfertigt gewesen sei. (axb)

Hat SNB-Präsident **Thomas Jordan** durch die Aufhebung der Wechselkursuntergrenze das Eigenkapital der Schweizerischen Nationalbank (SNB) verbraten? Diesen bösen Verdacht setzte die jung-libertäre Unabhängigkeitspartei «up!» in die Welt, die von der Ex-Präsidentin der Jungfreisinnigen Schweiz, **Brenda Mäder**, geführt wird. Das von den Kantonen und übrigen Aktionären gehaltene Eigenkapital habe sich per Ende 2014 auf 73 Milliarden Franken belaufen. Die Kursverluste auf den Fremdwährungsreserven der SNB hätten sich aber mutmasslich nach der Aufhebung der Wechselkursuntergrenze auf mehr als 80 Milliarden Franken aufsummiert. Auf diese Weise



Eigenkapital verbraten? «up!»-Chefin Mäder.

könnte das Eigenkapital der Nationalbank tatsächlich zeitweise in den negativen Bereich gerutscht sein. Unter Fachleuten ist umstritten, was dies konkret bedeuten würde – immerhin ist die SNB als Aktiengesellschaft organisiert. Selbst äussert sich die Nationalbank nicht tagesaktuell zu ihrem Eigenkapital und vertröstet auf Ende Februar, wenn sie ihre Bilanz per 31. Januar veröffentlichen wird. So oder so unterstehe sie «nicht den Verpflichtungen des Schuldbetreibungs- und Konkursgesetzes (SchKG), bei einer allfälligen Überschuldung den Konkursrichter zu informieren». Zur Stützung dieser Aussage verweist sie nicht auf eine konkrete gesetzliche Bestimmung, sondern auf ein Redemanuskript ihres Präsidenten Jordan, aus dem hervorgeht, dass sich die Immunität gegen das Konkursrecht ohne weiteres aus dem Verfassungsauftrag ergebe. Die Selbstwahrnehmung der Schweizerischen Nationalbank AG geht offenbar in Richtung eines Gebilde sui generis, das einzigartig und unvergleichlich ist. Der Zürcher Finanzprofessor **Martin Janssen** mag die Rechtslage nicht beurteilen, äussert aber «als Ökonom» die Ansicht, dass es «nicht nur von Nachteil» wäre, wenn die SNB dem SchKG unterstellt wäre. Er sähe darin eine je nachdem wünschenswerte «Begrenzung ihrer Unabhängigkeit». Denn Verluste der SNB seien «keine Papierverluste, sondern Verluste, die wir alle zu tragen haben». Gibt die SNB bei einer Tagesproduktion der ganzen Schweiz von 3 Milliarden Franken fünf Milliarden für Devisenkäufe aus, von denen dann vielleicht 30 Prozent verlorengehen, handle es sich um die Hälfte der gemeinsamen Arbeitsleistung. «Beileibe keine Nebensächlichkeit.» (fsc)



«Keine Nebensächlichkeit»: Professor Janssen.

Nachruf



Behutsame Reformen: König Abdullah.

Abdullah ibn Abd al-Asis Al Saud (1924–2015) — Als er vor zehn Jahren die Nummer eins in Saudi-Arabien wurde, erwartete man im Westen einen Reformkönig. Doch der Monarch hat diese Hoffnungen nicht erfüllt – nicht erfüllen können, obwohl er einer der mächtigsten Männer der Welt war. Denn das Regime beruht auf einem Pakt mit den Wahhabitiden, den Anhängern eines radikal-konservativen Islam. Und diesen Pakt konnte der König nicht in Frage stellen, ohne seiner Herrschaft die Basis zu entziehen. Reformen musste er deshalb sehr behutsam angehen. Sein Weltbild zeigt sich indessen an der von ihm gegründeten King Abdullah University of Science and Technology am Roten Meer. Dank Abdullah können dort Frauen wie selbstverständlich Seite an Seite mit Männern studieren und forschen.

König Abdullah war ein treuer Verbündeter des Westens. Den Kampf gegen den Terror al-Qaidas und des Islamischen Staates scheute er nicht. Aussenpolitisch innovativ war der Hüter der heiligen Stätten des Islam mit seiner arabischen Friedensinitiative, die den hartnäckigen Palästina-Konflikt hätte lösen sollen. Diese stiess damals in Jerusalem allerdings auf taube Ohren. Erst jetzt, nach seinem Ableben in der vergangenen Woche, kommt die verdiente Anerkennung – und dies, obwohl Israel und Saudi-Arabien keine diplomatischen Beziehungen unterhalten. Abdullah habe, sagt Israels Staatspräsident Reuven Rivlin, eine «weise Politik» verfolgt, und Ex-Präsident Schimon Peres preist den Mut und die Weitsicht, die Abdullah mit seiner Initiative bewiesen habe. *Pierre Heumann*

Es gibt ein Drittes

Von Henryk M. Broder — Die Frage, ob Sachsen zu Deutschland gehört, ist umstritten.



Zu den logischen Axiomen, die jeder Philosophiestudent im ersten Semester lernt, gehört: «Tertium non datur», wörtlich: Ein Drittes gibt es nicht. Für jede Aussage gilt,

dass die Aussage oder ihr Gegenteil zutreffen muss, es gibt nichts dazwischen. Krieg oder Frieden, Tag oder Nacht, Mann oder Frau. Demokratie oder Diktatur. Ein wenig Schwangerschaft kann es nicht geben.

Die Praxis freilich weicht von der Theorie ab. Die Übergänge zwischen Demokratie und Diktatur sind fließend. Zwischen dem Tag und der Nacht liegt die Dämmerung. Und die Zeiten, da man als Frau oder Mann geboren wurde, sind schon lange vorbei. Heute wissen wir, die sexuelle Zugehörigkeit ist ein soziales Konstrukt, jeder kann sich aussuchen, ob er Frau oder Mann oder etwas anderes sein möchte. Mittlerweile werden sechzig Optionen angeboten, von Agender über Pangender bis Transgender.

Das bringt nicht nur philosophische Grundsätze ins Wanken, es relativiert auch politische Positionen. Angela Merkel, die deutsche Kanzlerin, hat vor kurzem den Satz wiederholt, mit dem sich Christian Wulff, der zurückgetretene Bundespräsident, in das grosse Buch der Geschichte eingeschrieben hat: «Der Islam gehört zu Deutschland.» Dem hat der Ministerpräsident von Sachsen, Stanislaw Tillich, der ebenso wie die Kanzlerin der CDU angehört, umgehend widersprochen, allerdings nur für seinen Beritt: «Der Islam gehört nicht zu Sachsen.»

Seltsam, nicht wahr? Wie kann etwas, was zu Deutschland gehört, nicht zu Sachsen gehören? Es sei denn, Sachsen gehört nicht zu Deutschland. Tatsächlich verfolgte der heutige «Freistaat» immer eine sehr eigenwillige Politik. Sächsische Soldaten kämpften mit napoleonischen Truppen gegen Österreich, später mit Österreich gegen die Preussen. Der letzte sächsische König, Friedrich August III., dankte Ende 1918 ab, nachdem Arbeiter- und Soldatenräte die Macht übernommen und die Republik Sachsen ausgerufen hatten.

Auf ihr revolutionäres Erbe sind die Sachsen bis heute stolz. Sachsen ist ein *corpus separatum*. Die Frage, ob es zu Deutschland gehört, ist so umstritten, wie die, ob der Islam zu Deutschland gehört. Irgendwie schon, aber nicht richtig. Es gibt ein Drittes. «Tertium datur.»

Sozial ist manchmal asozial

Von Kurt Schiltknecht — Überall, wo Politiker aus ideologischen Gründen in die Märkte eingreifen, kommt es zu gravierenden Fehlentwicklungen. Fragebogen für angehende Politiker.

In unserer überregulierten Zeit gibt es kaum noch Tätigkeiten, die man frei ausüben kann. Den Politikern scheint es Freude zu machen, den Leuten immer mehr vorzuschreiben, wie sie ihren Alltag gestalten und was sie bei der Arbeit tun und nicht tun dürfen. Alles wird geregelt: das Autofahren, das Fischen, die Kinderbetreuung, das Vermieten von Wohnungen, die Arbeitszeit. Es gibt bald nur noch einen Sektor, in dem man, ohne vorher eine Eignungsprüfung abgelegt haben zu müssen, tun und lassen kann, was man will: die Politik.

Sollten sich die Politiker doch einmal dazu entschliessen, sich selber Schranken zu setzen (was bei ihrer Regulierungswut jederzeit passieren kann), hätte ich ein paar Prüfungsfragen zum Thema Wirtschaft parat:

Frage 1 — Nennen Sie Länder, die ihre Wohnungsprobleme mit Mietzinskontrollen, mit subventioniertem oder staatlichem Wohnungsbau zur Zufriedenheit der Mehrheit der Mieter gelöst haben.

Frage 2 — Welche Länder konnten mit einer übermässigen Ausweitung ihrer Geldmenge ein hohes nachhaltiges Wachstum und eine niedrige Arbeitslosigkeit erreichen?

Frage 3 — Zählen Sie die Länder auf, die mit einer hohen Steuerbelastung, mit umfassenden Umverteilungsmassnahmen und einem hohen Staatsanteil am Volksvermögen einen langfristigen und starken Anstieg der niedrigen und mittleren Einkommen erreichen konnten.

Frage 4 — In welchen Ländern konnte die Lebenserwartung ohne einen kontinuierlichen Anstieg der Gesundheitskosten deutlich gesteigert werden?

Frage 5 — Gibt es Industriestaaten, die die internationale Wettbewerbsfähigkeit ihrer Wirtschaft durch Subventionen, durch protektionistische Massnahmen oder eine schwache Währung dauerhaft verbessern konnten?

Angehende Politiker, die keine Länder aufzählen können, dürfen sich nicht entmutigen lassen: Es gibt keine! Doch bereits der Versuch, die Fragen zu beantworten, hätte positive Wirkung. Die angehenden Politiker müssten sich mit der Realität auseinandersetzen. So sollten sie etwa darüber nachdenken, wie sich die Strategien der linken und kirchlichen Kreise

in den Entwicklungsländern langfristig auf die wirtschaftlich Schwächeren ausgewirkt haben. Schnell würde man realisieren, dass zwischen rhetorischen Heilsversprechungen und der Realität eine Kluft besteht. Nicht alles, was sozial tönt, wirkt auch sozial.

Es gibt kein besseres System

Man kann die Geschichte der letzten 250 Jahren drehen, wie man will, der Kapitalismus ist das einzige System, mit dem langfristig sowohl ein hohes Wirtschaftswachstum als auch grosse individuelle Freiheit erreicht werden konnte. Alle anderen Systeme, ob Sozialismus, Kommunismus, Faschismus oder von konservativen Religionen mit ihren Utopien geprägte Systeme, sind bis heute gescheitert.

Politiker müssen keine Ökonomen sein, aber man dürfte von ihnen erwarten, dass sie bei ihren Entscheidungen berücksichtigen, dass die Akteure in der Wirtschaft sich nicht wie Ma-

rionetten verschieben und sich vorschreiben lassen, was sie tun und machen dürfen. Nicht nur werden sie in der Regel den Regulierungen auszuweichen versuchen. Viel schlimmer ist es, dass bei einer immer weitergehenden Einschränkung der individuellen und wirtschaftlichen Freiheit die Kreativität und der Wille zur Leistungsfähigkeit verlorengehen –

die Triebfeder des wirtschaftlichen Erfolgs.

Politiker, aber auch die Bürger, müssen ihren Blick vermehrt auf die Realität und auf die Erfahrungen im In- und Ausland richten und sich nicht von wohlklingenden Versprechungen blenden und zu zusätzlichen Gesetzen und Regulierungen verleiten lassen. Seit dem Untergang der kommunistischen Länder Osteuropas sind die Folgen eines Ausschaltens der Marktkräfte nicht so offensichtlich erkennbar. Doch beim genauen Hinschauen lassen sich überall dort, wo die Politiker aus ideologischen Gründen in die Märkte eingreifen, gravierende Fehlentwicklungen erkennen. Damit auch unsere regulierungsfreudige Energieministerin, Bundesrätin Doris Leuthard, und die Finanzministerin erkennen würden, zu welchen Problemen das Ausschalten der Marktkräfte im Energie- und Finanzbereich im In- und Ausland führen kann, müssten sie ihr Ohr mehr der Wirtschaft als den von sozialistischem Gedankengut beherrschten internationalen Organisationen schenken.



Brüchige Finanzdisziplin

Von Hansrudolf Kamer — Die Politik, die mit dem Euro betrieben wird, stärkt den Extremismus in Europa. Der Sieg der radikalen Linken in Griechenland ist eine Folge europäischer Illusionen.



Die Euro-Krise beutelt das politische Establishment in Europa. Bis vor kurzem war die Wahlsiegerin Syriza in Griechenland kaum eine richtige politische Partei. Nun stellt sie die Regierung in Athen.

Sie will die «Tortur» beenden, die EU-Kommission, Europäische Zentralbank (EZB) und der Internationale Währungsfonds dem Land aufzwingen und dieses dadurch in einen «sozialen Holocaust» führen.

Griechische Rednerkunst in Ehren, so heiss wird das alles nicht gegessen. Doch stimmt es, dass eigentlich Angela Merkel, die deutsche Bundeskanzlerin, die Wahlen in Griechenland verloren hat. Ihr Pochen auf Reformen wird von der Linken, aber nicht nur von ihr, als drückende Austeritätspolitik verteufelt.

Und diese Politik erhielt eine schallende Ohrfeige. Der Spruch stammt von Marine Le Pen, der Führerin des Front national in Frankreich, die rein finanzpolitisch sicher näher bei Merkel steht als beim Wahlsieger Alexis Zypas. Von ganz links bis ganz rechts freut sich der Franzose. Er wettet schon lange gegen die preussische Sparwut.

Präsident Hollande will sich deshalb in Position bringen, damit er zwischen Griechen und Deutschen vermitteln und seine eigene, ramponierte Autorität aufpolieren kann. Das wird wohl ein Rohrkrepiere. Denn Bundeskanzlerin Merkel kann es sich kaum leisten, nach der «Niederlage» im Streit um den expansiven Anleihenkauf der EZB wieder nachzugeben.

Somit steht einiges auf dem Spiel. Die Ausgangslage ist klar. Alexis Zypas will die Griechen von der Herrschaft des fremden Geldes befreien und Hellas die verlorene Würde zurückgeben. Auch linker Nationalismus ist eine starke Kraft. Die Zusammenarbeit mit den rechtspopulistischen Nationalisten bei der Regierungsbildung bot sich geradezu an und ging reibungslos über die Bühne.

Klar ist auch, dass die griechischen Wähler ein politisches Programm gutgeheissen haben, das sich nicht finanzieren lässt: klare Steigerung der Staatsausgaben, Anhebung des Mindestlohnes und der Renten sowie Ausweitung der Sozialausgaben. Zypas will zwar eine Politik führen, die endlich Wirtschaftswachstum

generiert und Arbeitsplätze schafft. Dass seine Rezepte für die löblichen Ziele nicht wirken, muss aber nach all den Jahren Euro-Krise nicht erneut bewiesen werden.

Berlin und Brüssel wollen auch Wachstum in Griechenland. Doch beharren sie darauf, dass nur Reformen den Weg dafür ebnet können. Einen Schuldenerlass lehnt man ab. Dafür gibt es zurzeit auch gar keine reale Notwendigkeit. Und die EU sitzt am längeren Hebel. Die vier grossen griechischen Banken sind für ihre Geldzufuhr (Euro) von der EZB abhängig.

Abstieg in die Bedeutungslosigkeit

Berlin und Brüssel haben auch ein starkes Interesse daran, Griechenland nicht aus dem Euro zu drängen und es auf Reformkurs zu halten. Doch nicht um jeden Preis und nicht auf ewig. Ein deutliches Nachgeben gegenüber Athen untergrübe die ohnehin brüchige Finanzdisziplin im Euro-Raum weiter. Die Euro-Zone kann auf Dauer nur mit Regeln einer soliden Finanzpolitik funktionieren, die für alle gelten.

Eine Euro-Zone mit südländisch lockerem Verhaltensmuster wäre dagegen eine neue Stufe auf dem langen Abstieg Europas in die Bedeutungslosigkeit. Die Vorstellung davon weckt in Deutschland historisch begründete Ängste. In Italien, Portugal, Spanien und vor

allem in Frankreich warten politische Rattenfänger nur darauf, dass Berlin die Nerven verliert. Populisten und Opportunisten sind in allen Parteien vorhanden, nicht nur in jenen, die gemeinhin als euroskeptisch gelten.

Doch alle diese hehren Argumente überzeugen die Griechen, und andere mit ihnen, überhaupt nicht. Es sind Argumente für eine zentralistische Grossmacht Europa, die nicht existiert und für die eine Grundlage fehlt. Die etablierten Parteien verharren angesichts dieser nicht neuen Erkenntnis in Ratlosigkeit und kaprizieren sich aufs Durchwursteln. Wachstum, das diesen Namen verdient, können sie so nicht einleiten.

Auch in den wirtschaftlich etwas stärkeren Euro-Ländern wächst der Unmut darüber, dass sie den unsoliden Süden allenfalls stützen müssen. Im Rat der EZB – das hat die jüngste Auseinandersetzung über den Anleihenkauf gezeigt – kann der Norden vom Süden überstimmt werden. Allerdings – Merkel war vielleicht gar nicht so unglücklich darüber, dass dem so war. Es ist die alte Schablone. Alles Unangenehme kann auf den europapolitischen Zwang abgeschoben werden. In Deutschland selber punktet sie trotzdem als haushälterische Quästorin.

Janus, der Doppelgesichtige, stammt aus der römischen, nicht aus der griechischen Mythologie. Er geleitet die Römer Verträge des europäischen Zusammenschlusses in die Neuzeit. Nur so kann es gelingen. Der Euro ist zwar als Fehlkonstruktion entlarvt, doch die Reise geht weiter. «Die Welt die will betrogen syn», hat ein deutscher Chronist schon Ende des 15. Jahrhunderts für uns alle aufgeschrieben.

Mehr zum Thema: Seite 20



Herrschaft des fremden Geldes: Athen vor den Wahlen am letzten Sonntag.

Völkerrecht von Fall zu Fall

Von Christoph Mörgeli

Wenn unsere nationale Fernsehanstalt den «Schweizer des Jahres» kürt, ist Misstrauen angebracht. Denn das Ergebnis der Sparte «Politik» – durch eine Jury sorgfältig gelenkt – garantiert jeweils eine Demonstration gegen die Blocher-Schweiz. Und für die weltoffene Geländegängigkeit. Diesmal fiel die Wahl auf Didier Burkhalter. Noch nie seit 1848 hat ein Aussenminister die ihm verfassungsmässig aufgetragene Neutralität so schwerwiegend verletzt.

Im Frühjahr 2014 hat unsere Regierung die EU-Sanktionen im Ukraine-Konflikt übernommen. Diese wurden seither im Gleichschritt mit Brüssel oder eher nachstolpernd dauernd verschärft. Die EU will sich die Ukraine einverleiben, hat entsprechende Verträge abgeschlossen und führt gemeinsame Militärmanöver durch. Doch völkerrechtlich geniesst die seit 1945 offiziell eigenständige Ukraine kaum völlige Souveränität; sie bildete vielmehr einen Teilstaat der UdSSR, erhält von Russland bis heute subventionierte Energie und akzeptierte auf der Krim einen russischen Flottenstützpunkt.

Die neutrale Schweiz beteiligt sich am Wirtschaftskrieg der EU gegen Russland. Sie stützt sich dabei auf ein völlig verunglücktes Embargogesetz, das offensichtlich neutralitätswidrige Boykotte ermöglicht. Während unser Land als Uno-Mitglied Embargomassnahmen der Vereinten Nationen zweifellos übernehmen muss, ist dies bei der EU keineswegs der Fall. Dennoch stellt der Bundesrat die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit über hundert von der EU geächteten, meist russischen Personen unter Strafe. Viele von ihnen sind Politiker und Parlamentarier, die im Ukraine-Konflikt für russische Interessen gestimmt haben.

Es handelt sich wohlverstanden keineswegs um Verbrecher gemäss Völkerstrafrecht. Sondern einfach um Persönlichkeiten, die eine andere Gesinnung und Überzeugung haben, als es der EU passt. Meint die neutrale Schweiz wirklich, mit ihrem völkerrechtswidrigen Wirtschaftskrieg gegen Individuen am Rockzipfel der EU etwas zur Entschärfung des Konflikts beizutragen? Unser Land war ehemals in der Völkergemeinschaft hochangesehen wegen seiner neutralen Unparteilichkeit. Darum wurde die Schweiz immer wieder für gute, vermittelnde Dienste angerufen. Doch für die Rolle des Friedensstifters im Ukraine-Konflikt hat uns der «Schweizer des Jahres» definitiv aus dem Rennen genommen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Wirtschaft deregulieren? Allerdings

Von Peter Bodenmann — Bei Aldi Deutschland kosten 250 Gramm Butter 85 Rappen. Bei Aldi Suisse sind sie dreimal teurer.



Europäische Lebensmittelpreise würden Tourismus und Gastgewerbe entlasten.

Thomas Jordan legte an der Pressekonferenz vor zwei Wochen einen schwachen Auftritt hin. Mit hochrotem Kopf wiederholte er, unabhängig von den Fragen, immer die gleichen drei Sätze.

Den Vogel abgeschossen hat inzwischen ein gewisser Fritz Zurbrügg, seines Zeichens ebenfalls Mitglied des Direktoriums unserer Nationalbank. Im *Blick* vom letzten Donnerstag erklärte er, die Nationalbank habe aus Angst vor den Spekulanten gehandelt. Bis Ende Monat hätte man sonst weitere hundert Milliarden Franken drucken müssen. Die meisten Journalisten von rechts bis links waren vorerst erleichtert. Endlich verstanden sie etwas.

Jetzt weiss es alle Welt: Unser Nationalbank-Direktorium ist überfordert. Anstatt Anfang Januar sofort die Negativzinsen zu erhöhen, anstatt mit Kapitalmarktkontrollen zu drohen, kapitulierten die Überstrukturierten. Wer sich einmal erpressen lässt, wird immer erpresst.

Der Franken bleibt – ohne erneute Interventionen der Nationalbank – krass überbewertet. Selbst in den Augen von Thomas Jordan. Dies führt zu einer Verdoppelung der Arbeitslosen in der Schweiz. Und zu Minus-Teuerung sowie Deflation. Der bauernschlaue Berner Geometer Grunder will während eines Jahres dem Tourismus und dem Gastgewerbe die Mehrwertsteuer erlassen. Kostenpunkt dieses einmaligen Buben-Tricklis: 800 Millionen Franken.

Der Bauer Toni Brunner will die Wirtschaft deregulieren. Anfangen müsste man bei der Landwirtschaft. Die Bauern in der Schweiz erhalten doppelt so viele Direktzahlungen wie die Bauern in Bayern und Baden-Württemberg. Trotzdem ist bei uns die Butter inzwischen dreimal so teuer wie in diesen beiden Bundesländern mit vergleichbarer Topografie, gepflegteren Landschaften und zufriedeneren Bauern.

Europäische Lebensmittelpreise würden Tourismus und Gastgewerbe sowie deren Angestellte jedes Jahr um 1,5 Milliarden Franken entlasten.

Linke und Gewerkschaften müssten die Polit-Bauern in Bern vor die Wahl stellen: Entweder seid ihr mit uns für einen Mindest-Euro-Kurs von 1.15 Franken. Oder wir starten in der Logik von Toni Brunner eine Volksinitiative zur Deregulierung der Wirtschaft, genauer der Landwirtschaft. Stossrichtung: Endlich alles in Butter dank dreimal billigerer Butter.

Innett weniger Wochen wäre der neoliberale Spuk dank einem neuen Nationalbank-Direktorium vorbei. Johann Schneider-Ammann und Eveline Widmer-Schlumpf würden glanzvoll wiedergewählt. Und Thomas Jordan und Fritz Zurbrügg ehrenvoll bei der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ), der OECD oder dem IWF entsorgt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Symbolfiguren der Institution

Von Kurt W. Zimmermann — Sind Chefredaktoren wichtig? Das glaubt nur, wer nichts von Medien versteht.

Wenn man ein Leben lang in der Medienbranche gearbeitet hat, so wie ich, dann hat man eines gelernt: Keine Branche ist so hysterisch wie die Medienbranche.

Den schönsten Beleg liefern uns die hysterischen Journalisten derzeit rund um die Wahl des neuen NZZ-Chefredaktors. Wir erleben ein «Desaster» (*Bilanz*), wir erleben «Verrat» (*Schweiz am Sonntag*), «Niedergang» (*Tages-Anzeiger*) und «Entsetzen» (*Aargauer Zeitung*).

Hunderte von Artikeln und Sendungen wurden zuletzt zur NZZ publiziert. Die meisten drehten sich um die Unerhörtheit, dass Markus Somm, der Co-Verleger der *Basler Zeitung*, beinahe NZZ-Chefredaktor geworden wäre. Dann, so waren sich die Medien einig, wäre die NZZ untergegangen, der Freisinn untergegangen, die Schweiz untergegangen, und vielleicht auch das Sonnensystem.

Wenn Medien wieder mal hysterisch werden, muss man etwas entdramatisieren.

Wer sich in der Branche auch nur ein bisschen auskennt, der weiss, welche Rolle Chefredaktoren spielen. Er weiss: Es spielt keine Rolle, wer neuer Chefredaktor der NZZ wird.

Chefredaktor gehört zu den meistüberschätzten Berufen dieser Welt. Vergleichbar in diesem Punkt ist er dem Papst. Wie die Päpste sind Chefredaktoren primär Symbolfiguren. Sie stehen für einen konservativen oder progressiven Kurs, für Bewahrung oder Erneuerung. Sie senden ideologische Signale ans Publikum. Im Betrieb, wo es darauf ankommt, sind sie deutlich wirkungsloser.

Der Vatikan bleibt der Vatikan, egal, wie der Pontifex heisst. Bei Zeitungen und TV-Sendern ist es genau so. Sie sind stabile Kulturbollwerke, die über Jahrzehnte gewachsen sind und sich geistig verfestigt haben. Der Mann an der Spitze kann diese Fundamente nie erschüttern.

Chefredaktoren sind Hampelmänner der bestehenden Betriebskultur. Ich kann das beurteilen, ich stand in der Schweiz und Italien lange und bis heute an der Spitze von Redaktionen. Nur von aussen betrachtet, scheinen wir Chefredaktoren entscheidende Figuren zu sein. Gegen innen haben wir nicht allzu viel zu melden.

Das hat damit zu tun, dass Redaktionen bis heute in antiautoritären Strukturen leben. Redaktionelle Kollektive sind Widerstandsböcke. Anweisungen oder gar Befehle von oben werden ignoriert. Wünsche von Vorgesetzten sind noch knapp zulässig, werden in der Regel aber nicht erfüllt.



Sonnensystem untergegangen: Markus Somm.

Ein Chefredaktor, der eine gute Idee zu einem Thema hat, muss darum taktisch vorgehen. Wenn er seine Idee an der Redaktionskonferenz öffentlich formuliert, dann ist die Idee sofort tot. Er geht also nach der Sitzung zum zuständigen Ressortleiter, unterbreitet ihm die gute Idee und schärft ihm ein, um Himmels willen niemandem zu sagen, woher die Idee stammt.

Mörgeli als TV-Chef

Bei der politischen Ausrichtung ist die Gestaltungskraft von Chefredaktoren noch geringer. Es gab mehrere Versuche, den *Tages-Anzeiger* vermehrt bürgerlich auszurichten. Es gelang nie. Genauso gab es mehrere Versuche, den *Blick* näher an SVP-Positionen heranzuführen. Es gelang nie. Und würde ein Christoph Mörgeli zum TV-Chef gewählt, auch er würde mit Sicherheit daran scheitern, das Schweizer Fernsehen stärker isolationistisch auszurichten.

Traditionelle Medien sind Regelsysteme mit einer kaum veränderbaren Identität. Ihre Kultur ist enorm stabil. Mitarbeiter kommen und gehen, der Geist und die Rituale des Unternehmens aber bleiben. Das ist nicht nur bei Zeitungen so. Es ist genau so bei der «Tageschau» und beim «Echo der Zeit».

Es spielt keine Rolle, wer neuer Chefredaktor der NZZ wird. In den Medien hat noch nie eine Person eine Institution verändert.

Angst und Fakten

Von Beatrice Schlag — Wir leben laut Statistik in fast friedlichen Zeiten.

Syrien, Ukraine, Nigeria. IS-Entscheidungen, gefilmt zu Rekrutierungszwecken, *Charlie Hebdo*. Ebola, Rubel-Entwertung, Ölpreiseinbruch. Tote Schulkinder, er-



erschossen von eigenen Kameraden oder von selbsternannten Gotteskriegeren. Die Nachrichten kommen immer schneller und scheinen immer unverständlicher, grausamer und bedrohlicher. In den letzten Monaten hörte ich in der Schweiz mehrmals den Satz: «Es wird bald Krieg geben.» Gemeint war nicht ein Krieg irgendwo, sondern bei uns. Den Satz hatte ich zuvor erst einmal gehört, während der Kubakrise. Ich war zu jung, um die Zusammenhänge zu verstehen, aber der Ausdruck in den Gesichtern der Erwachsenen machte Angst. Warum kommt der Satz jetzt wieder? Nicht nur von Bekannten, sondern auch von hochangesehenen Intellektuellen wie dem kanadischen Historiker Michael Ignatieff. Er sagt, die tektonischen Platten der Weltordnung würden gegenwärtig auseinandergetrieben durch den vulkanischen Druck von Gewalt und Hass. Das verbrämt das Wort «Krieg», läuft aber absehbar darauf hinaus.

Was Angst macht, sind vor allem drei Dinge: die Schamlosigkeit, mit der Gewalt hergezeigt wird, die völlige Unvorhersehbarkeit der gewählten Opfer und unser Unvermögen, mit der immer umfassenderen Information über die Komplexität von Konflikten Schritt zu halten.

Gewalt war früher nicht weniger grausam. Nur gab es weder Millionen von Smartphone-Videos noch Twitter und Facebook, die den Eindruck erwecken, als brenne es ständig fast überall. Es ist glücklicherweise nicht so. Zwar liegt die Befriedung der Welt in weiter Ferne. Aber seit dem Zweiten Weltkrieg zeigen die Zahlen für Genozid trotz Sudan, Afghanistan, Angola und Ruanda steil abwärts. Die Zahl toter Soldaten ist drastisch gesunken, ebenso in den meisten Ländern die Mordrate. Das ist kein Grund zum Jubeln, aber vielleicht zum Nachdenken. Warum ausgerechnet jetzt alarmiert sein? «In einem durchschnittlichen Jahr», sagte der US-Politwissenschaftler John Mueller, «sterben mehr Amerikaner an Bienenstichen, Zusammenstössen mit Wild und den Folgen in Brand geratener Bettwäsche als durch terroristische Angriffe.» Das stimmt ziemlich sicher auch für Europa.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ein bekennender Pazifist mit Tarnfarbenhosen rumlaufen, nur weil es im Trend ist?

Markus Umiker, Binningen

Das ist definitiv ein No-go! Zeigt sich ein konsequenter Veganer etwa in Lederklamotten? Und tragen Aktivisten für Tierrechte echten Pelz? Egal, wie trendy Tarnfarben sein mögen – es ist eine Frage des Prinzips. Wenn Sie sich in der Öffentlichkeit bewegen, sollten Sie nicht leichtfertig ihre Glaubwürdigkeit aufs Spiel setzen. Wir sind zwar alle frei, zu tun, was wir wollen, doch speziell die Mode fordert manchmal ihre Opfer. *Clifford Lilley, Stilberater*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Es bleibt die Erkenntnis, dass sich die westliche Gesellschaft selbstherrlich auf den hart erarbeiteten Lorbeeren ausruht.» *Max Gasche*

Andernorts sehnt man sich danach

Nr. 4 – «Der Patriot»;
Editorial von Roger Köppel

Oft werden Journalisten als Ziel benutzt und kritisiert, weil man von seiner eigenen Unwissenheit ablenken will. Auch ich kritisiere gern, hoffentlich allerdings, um das Denken unserer lieben Mitbürger anzuregen. Dieser Artikel ist der Hammer. Chapeau! Ich zitiere: «Es grenzt zuweilen ans Absurde: Während man sich andernorts nach der direkten Demokratie sehnt, wollen sie Schweizer Politiker und Richter laufend einschränken.» Es geht weiter so. Am Ende ist es die Erkenntnis, dass unsere westliche Gesellschaft sich selbstherrlich und gelangweilt auf den hart erarbeiteten Lorbeeren ausruht, wie seinerzeit die Griechen, Römer, Ägypter und so weiter. Was mit diesen Kulturen geschah, ist Geschichte.

Mark Gasche, Kirchberg

Andreas Höfert hat recht

Nr. 4 – «Sturz vom Sockel»; Andreas Höfert über die Nationalbank

Herr Höfert trifft den Nagel auf den Kopf. Oder, wie Marc Faber sinngemäss gesagt hat: Das grösste Geschäft der Zukunft wird sein, die Zentralbanken zu «shorten».

Peter Liniger, Gentilino

Weitere Demaskierung

Nr. 4 – «Für ganz Europa sprechen»;
Interview mit José Manuel Barroso

Die Antworten Barrosos zeigen das hohe Mass an Voreingenommenheit. Und liest man dann noch die Rede von Barroso, die er am 22. April 2013 am sogenannten «Brussels Think Tank Dialogue» gehalten hat, dann kommt noch ein Mass an schwer zu ertragender Überheblichkeit dazu, wenn er versucht, das nichtföderale EU-Konstrukt zu erläutern. Die Rede ist in keiner deutschsprachigen Zeitung veröffentlicht worden. Man kann sie auf Englisch hier nachlesen: <http://europa.eu/rapid/press-release-SPEECH-13-346-en.htm>. Dies wäre eine weitere Demaskierung, auch wenn Barroso nicht mehr Kommissionschef ist.

Beat R. Brenner, Küsnacht

Irrweg der Grünliberalen

Nr. 4 – «Entzauberte Grünliberale»;
Kommentar von Alex Reichmuth

Die Energieversorgung ist eine ernste Sache; sie ist so existenziell wie die Versorgung mit Nahrungsmitteln. Zudem verlangt die Ener-

gieversorgung besondere Kenntnisse und duldet kein Sektierertum. Trotzdem hat der Nationalrat im Dezember 2014 haarsträubende energiepolitische Beschlüsse gefasst, die völlig absurd und nur mit einer weitverbreiteten Ignoranz zu erklären sind (Mehrheitsbeschaffer waren SP, CVP, Grüne und BDP). Diese Beschlüsse beinhalten ein enormes Schädigungspotenzial für unser Land.

Noch besteht die Hoffnung, dass der Ständerat in diesem Frühjahr die unsinnigen Entschiede des Nationalrats verwerfen wird, weil sie für die Schweiz die folgenden zerstörerischen Auswirkungen hätten: Unsere bewährte bisherige Energiepolitik, die seit Jahren eine sichere, wirtschaftliche und möglichst umweltschonende Versorgung des Landes gewährleistet, würde der Vergangenheit angehören. Der effiziente Werkplatz Schweiz wäre passé. Unser Land bekäme eine unsichere, unwirtschaftliche und die Umwelt in Mitleidenschaft ziehende Quasi-Energieversorgung, von der einzig die extrem kurzfristigen denkenden Subventionsempfänger profitieren würden, zu Lasten der Allgemeinheit.

Offenbar reicht den Grünliberalen der vom Nationalrat im Dezember beschlossene Irrweg noch nicht. Mit ihrem Festhalten an der Initiative «Energie- statt Mehrwertsteuer» propagieren sie noch zusätzlichen Unsinn mit grossem Schadenspotenzial, wie aus Ihrem Bericht klar hervorgeht. Für die Wählerinnen und Wähler sollte somit im Hinblick auf die anstehenden Wahlen klar sein, wer ihr Vertrauen verdient. *Hanspeter Bornhauser, Bottmingen*

Grenzenlose Freiheit

Nr. 4 – «Populistischer Kurzschluss»;
Frank Urbaniok über rückfällige Straftäter

Wer davon lebt, Systeme zur Resozialisierung von Straftätern zu Lasten der kollektiven Gesellschaft zu entwickeln, muss so schreiben, wie es Frank Urbaniok tut. Urbaniok weiss aber natürlich, dass sein Tun keineswegs unproblematisch ist und dass es in die Philosophie eingebettet ist, die mit der 1968er Bewegung den Weg in die grenzenlose Freiheit des Individuums geöffnet hat. Verantwortungs- und Kostenträger von allen damit verbundenen Negativerscheinungen soll das anonyme Kollektiv sein. Um dies zu bewerkstelligen, müssen nur genügend Soziologen, Sonderpädagogen, Psychologen und Psychiater bereitgestellt werden, um zurechtzubiegen, was nicht mehr zurechtgebogen werden kann. Dass beachtliche Teile dieses als Gesellschaft oder Staat in Erscheinung tretenden Kollektivs mit dieser Entwicklung nicht ein-

verstanden sind, mag man ignorieren und deren offiziellen Vertreter als Populisten beschimpfen. Es ändert nichts daran, dass wir einer Spaltung der Gesellschaften hochentwickelter Zonen entgegenstreben.

Hans Christian Müller, Zürich

Ein ausgezeichnete Artikel von Herrn Urbaniok, vernünftig und pragmatisch. Ansonsten ist Herr Urbaniok ein recht gestrenger Herr, deshalb seine Achtung vor Frau Chaaban, der populistischen Initiatorin der Verwahrungsinitiative. Diese Achtung teile ich nicht. Viele Leute sehen im Recht eine Art Sandhaufen, von dem man da oder dort eine Schaufel nehmen oder dem man die eine und andere Schaufel begeben kann. Nein, das Recht bildet sozusagen ein schönes Rechtsgebäude mit Eingangshalle, logisch durchdachten Sälen und Zimmern, die in einem guten Verhältnis zueinander stehen. Mit solchen Initiativen klebt man ans besagte Gebäude unförmige, überproportionierte Balkone oder wüste, grosse Beulen auf das Dach.

Franz Nembrini, St. Gallen

Sauerstoffverbrauch des Maikäfers

Nr. 3 – «Die sonderbaren Experimente der ETH» von Alex Reichmuth

Zu diesen Experimenten hätte ich auch noch etwas beizusteuern. Man könnte den Sauerstoffverbrauch eines Maikäfers im Rückenflug, bei Föhn, untersuchen. Es wäre interessant, die Ergebnisse einer hochwissenschaftlichen Studie über dieses sicher sehr wichtige Thema zu erfahren. Kurt Häny, Zürich

Elegant und intelligent

Nr. 3 – «Je suis Roger»; Roger Köppel über Roger Schawinski

Herr Köppel, Sie sind einfach gut. Der erwähnte Artikel sprüht vor Wahrhaftigkeit und Schalk sondergleichen. Freue mich sehr, dass es Ihnen immer wieder gelingt, auf elegante, hochintelligente Art zu sagen, was gesagt werden muss. Vielen Dank.

Marianne Marty, Buch am Irchel

Das Wissen der Polen

Nr. 3 – «Churchills Codeknacker»; Urs Gehriger über Alan Turing

Danke für den interessanten Artikel. Fairerweise müssen wir die grossen Vorarbeiten der Polen auch berücksichtigen. Bereits in den zwanziger Jahren erwarben sie eine Enigma. Als die Deutschen zu Beginn der dreissiger Jahre das Potenzial dieser Maschine realisierten und sie militärisch einzusetzen begannen, kamen ihnen die Polen auf die Schliche. Die Deutschen entwickelten die Enigma weiter, und die Polen bauten auch sechs sogenannte Bomben, um die Funksprüche zu knacken.

Kurz vor der Invasion Polens durch Deutschland versammelten die Polen die britischen und französischen Geheimdienste und überliessen ihnen ihr gesamtes Wissen.

John Fleuti, Aeugst am Albis

In diesem interessanten Artikel kommen nur die bahnbrechenden Beiträge Turings zur Kryptografie und Computerentwicklung zur Sprache. Turing hat aber auch auf ganz anderem Gebiet wichtige neue Erkenntnisse geliefert. In der mathematischen Biologie spielt die sogenannte Turing-Instabilität eine wichtige Rolle. Dabei geht es um Diffusionsreaktionsprozesse, die in der Chemie eine zentrale Rolle spielen. Seine Entdeckung auf diesem Gebiet führt unter anderem zu interessanten Erklärungsmöglichkeiten für die Entstehung von Mustern, wie sie sich zum Beispiel als Fellzeichnungen bei Tieren (z.B. Zebra, Leopard) manifestieren. Sein tragisch früher Tod hat also möglicherweise noch viele weitere wichtige wissenschaftliche Beiträge verhindert.

René Sperb, Dietikon

Gefangen im materiellen Intellekt

Nr. 49/14 – «Treue über den Tod hinaus»; Interview mit Philosoph Hans Saner

«Gott ist nicht tot, ihm fehlt nur der Parkplatz!», hat mal ein tiefsinniger Witzbold geschrieben. Saners Weltanschauung ist jedoch alles andere als witzig. Gefangen in seinem materiellen Intellekt, masst er sich an, über höhere Dimensionen zu urteilen. Dieser Philosoph sollte endlich lernen, sich medial auf spirituelle Frequenzen einzustimmen. Dann wird er erkennen, dass es nicht darum geht, «Gott» sterben zu lassen, sondern die wahnwitzig vermenschlichten Attribute eines Christengottes, Allahs, Jahwes und so weiter. Und falls auch nur ein kleiner Teil von dem wahr ist, was hellsichtige Kinder und «Geisterseher» wie Anton Styger über das Jenseits berichten, muss eindringlich vor selbstmörderischen Absichten à la Saner gewarnt werden!

Bruno R. Achermann, Luzern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.–/Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80

Die Technokraten übernehmen

Wenn die Europäische Zentralbank die Wirtschaft mit Geld flutet, muss sich die Schweiz auf eine weitere Erstarkung des Frankens gefasst machen. Noch gefährlicher ist aber, dass die Notenbanker schleichend Macht über die Politik gewinnen. *Von Beat Gygi*



Fanklub an den Märkten: EZB-Chef Draghi.

Was die Europäische Zentralbank (EZB) vor einer Woche mit dem Start des Ankaufprogramms für Wertpapiere lanciert hat, ist eine doppelte Offensive: eine nach aussen und eine nach innen. Die meisten Beobachter stehen zurzeit im Bann des nach aussen gerichteten Vorstosses, des *Quantitative Easing*, das auf eine Überschwemmung der Märkte mit über 1000 Milliarden Euro bis im Herbst 2016 hinausläuft.

Das neue Geld gelangt in den Markt, indem das europäische Zentralbankensystem über seine nationalen Satelliten den Geschäftsbanken Wertpapiere abkauft und diese mit frisch aus dem Computer stammenden Euros bezahlt. Banken erhalten so die Gelegenheit, möglichst viele Obligationen von Staaten und

Firmen zu verkaufen, die ihnen nicht mehr passen, ihre Portefeuilles von Ballast zu befreien und mit dem erhaltenen Geld wieder möglichst lukrative Verwendungsmöglichkeiten zu suchen. Da die Aussichten für rentable Investitionen in der Realwirtschaft durch politische Willkür und unsichere Rahmenbedingungen getrübt sind, dürfte ein Grossteil in die Finanzmärkte fließen.

«Retter» und «Zauberer»

Aus dieser Sicht wird klar, dass Zentralbanken als übermächtige Organisationen erscheinen, die aus dem Nichts Geld schaffen und damit an Märkten und in Unternehmen enorme Bewegungen erzeugen können. Seit der Finanzkrise waren Zentralbankchefs immer wieder als «Ret-

ter» oder «Zauberer» unterwegs, ihre Institute waren angesichts all der verschuldeten Staaten ja oft die einzigen Akteure weit und breit, die wirklich mit Geld um sich werfen konnten. Notenbanker, die auf diese Weise eine expansive Geldversorgung betreiben, erhalten viel Beifall, und so trauen sie sich auch immer mehr zu.

EZB-Chef Mario Draghi kann mit raffiniert gewählten Worten die Märkte bereits auf Monate hinaus beeinflussen, und sein Fanklub an den Märkten und in der Politik ist riesig, wenn er die Erwartungen erfüllt. Dieser Klub ist viel lauter als die Gruppe der zinsabhängigen Sparer, die bei Nullzinsen und Geldschwemme Vermögen verlieren, oder die wenigen Mahner, die in Erinnerung an frühere Erfahrungen vor einer künftigen Inflation warnen.

Die Macht von Notenbanken findet am ehesten eine Grenze durch andere Zentralbanken, die ebenso potent auftreten und «dagegenhalten» können. Deshalb ist die EZB-Aktion zu einem guten Teil als Offensive nach aussen zu sehen. «Dagegenhalten» zeigt sich vor allem in den Wechselkursen zweier Währungen: Wer mehr Geld in die Märkte schwemmt, kann die eigene Währung «billiger» und die gegnerische «teurer» machen – was die Schweiz nun gerade zu spüren bekommt.

Der Wechselkurs ist und bleibt für die Wirtschaft von zentraler Bedeutung, selbst wenn Geldpolitiker offiziell andere Konzepte verfolgen und angeblich nicht auf Wechselkurse schauen. Notenbankführungen stehen nicht gross unter Druck, ihre Modelle von der «richtigen» Geldpolitik zu rechtfertigen, da wissenschaftliches Expertentum sich harten Tests entzieht. Die EZB-Führung hat ihr geldpolitisches Modell denn auch schon mehrmals geändert. Zurzeit ist es in Mode, vor einer Deflation Angst zu haben und die Geldüberschwemmung als Mittel dagegen anzupreisen.

Verfälschte Preissignale

Direkter war der italienische Regierungschef Matteo Renzi dieser Tage am WEF, als er sagte, dass die Euro-Dollar-Parität sein Traum wäre. Eine schwache eigene Währung bringt der einheimischen Wirtschaft mehr Auslandnachfrage, erspart den Exporteuren manche Schmerzen und kann die Wirtschaft durchaus ankurbeln – allerdings auf Kosten von Importeuren und Konsumenten und mit dem Risiko, dass die ganze Wirtschaft nach verfälschten Preissignalen investiert und sinnlose Projekte fördert. Wie belastend die Verzerrung von Märkten langfristig werden kann, zeigen etwa die schwachen Entwicklungen von Italien und Frankreich im Vergleich mit Deutschland.

Die langfristige Entwicklung der Währungen und der Geldpolitik der grossen Zentralbanken kann durchaus als Rennen gedeutet werden – als Rennen um die Abschwächung der eigenen Währung. Der Wertverlust des US-Dollars aus Schweizer Sicht seit den siebziger Jahren von Fr. 4.30 auf unter 1 Franken ist frappierend, das britische Pfund ist heute ebenfalls

Zurzeit ist es in Mode, Deflation zu fürchten und die Geldflutung als Mittel dagegen anzupreisen.

viel weniger wert als damals, ebenso die D-Mark beziehungsweise der Euro. Währungsfachleute wie der an der Universität Leipzig tätige Professor Gunther Schnabl sehen die Entwicklung der Geldpolitik seit Ende des Zweiten Weltkriegs als eine Art Abwertungswettlauf. In den achtziger und neunziger Jahren zeigte sich dies in einem Rennen um Zinssenkungen, bis die Notenbanken nach der

Jahrtausendwende auf einem derart niedrigen Niveau angelangt waren, dass nicht mehr viel Spielraum nach unten war.

Auf der Suche nach neuen Handlungsmöglichkeiten verlegten sich die Geldpolitiker dann auf die Geldmengenausweitung auf niedrigem Zinsniveau, also auf das Überschwemmen der Märkte, das zuerst in den USA durchgespielt wurde und nun in der Euro-Zone in Gang gekommen ist. Technisch ist dies jedenfalls durchführbar. Diese Strategien können aber in die Sackgasse führen, wenn die Zentralbanken nicht rechtzeitig auf das «Zurücksaugen» des Geldes umstellen können und deshalb in eine Inflationsspirale geraten. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist hoch, denn der Liquiditätssüchtige EZB-Fanclub, zu dem auch Politiker zählen, wird das nicht so leicht mit sich machen lassen.

Die Schweizerische Nationalbank hat sich nun dafür entschieden, in diesem Rennen nicht mitzumachen. Das bedeutet, dass Geld in grossen Mengen in die Schweiz fliessen kann, weil internationale Investoren auf Renditesuche dem Franken eine weitere Aufwertung zutrauen. Die Eigenständigkeit in der Geldpolitik kann die Schweizer Wirtschaft starken Belastungen aussetzen, aber es ist doch im Auge zu behalten, dass eine hochbewertete Währung auch sinnvoll eingesetzt werden kann. Und Eigenständigkeit kann für die Schweiz weit über die Geldpolitik hinaus zum zentralen Thema werden, denn in der Euro-Zone franst die Geldpolitik zunehmend in Finanz-, Wirtschafts-, Sozial- und Arbeitsmarktpolitik aus.

Deshalb ist die Offensive der EZB nach innen brisanter als der Vorstoss in die Geldmärkte, auch wenn vorläufig vieles unter der Oberfläche passiert. Durch die grosszügige Versorgung der Euro-Länder mit Geld ergiesst sich eine Art Beruhigungsbad über die ganze Euro-Zone. So lindern die Notenbanker den Druck auf die lokalen Politiker, Banken und anderen Firmen, falsche Politik zu korrigieren und falsche Investitionen abzuschreiben. Schmerzhaft Reformen lassen sich damit vermeiden oder jedenfalls hinausschieben. Da bei der EZB-Aktion Staatsobligationen aufgekauft werden, gelangen so auch Teile der Staatsschulden in das Portefeuille der EZB – und schon ist die Euro-Zone so weit, dass die Haftung für nationale Schulden teilweise bei der Zentralbank liegt. Aus diesem Grund würde nun ein allfälliger Konkurs Griechenlands die Firmen und Banken viel weniger nervös machen als früher, die Verluste würden ja gemeinschaftlich getragene hoheitliche Institutionen, also letztlich den anonymen Steuerzahler, treffen.

Auf diese Weise arbeitet Draghis Team auf eine diskrete Vergemeinschaftung der Staatsschulden in der EU hin. Der Zentralbank könnte damit gelingen, was Euro-Politiker

bisher nicht geschafft haben. Viele unter ihnen hätten die Schulden nämlich schon lange gerne zusammengelegt und die Haftung vermischt und damit verwischt, etwa in Form von Eurobonds, also Obligationen, die von allen Staaten gemeinsam herausgegeben und garantiert werden. Aber deutsche Politiker, welche die Bonität ihres Landes nicht verwä-

Durch die grosszügige Versorgung mit Geld ergiesst sich eine Art Beruhigungsbad über die Euro-Zone.

sert sehen wollten, wehrten sich bisher. Dass die EZB nun brutaler in Richtung Vermengung gehen kann, hängt damit zusammen, dass die Geldpolitik nicht durch die politischen Mühlen geschleust werden muss.

So scheint sich nun in der Euro-Zone die lange Zeit vermisste politische Klammer als Gegenstück zur monetären Union doch noch irgendwie herauszubilden – freilich auf eine ganz andere Art als bisher vermutet. Es sind nicht gewählte Politiker, sondern Technokraten der Geldpolitik, die diese Klammer zu formen beginnen, indem sie bei der Weiterentwicklung der Fehlkonstruktion Währungsunion mehr und mehr den Ton angeben. Welch ein Kontrast zu früher: In der ersten Phase seiner Existenz beruhte der Euro darauf, dass Länder mit eigenständiger Politik einen Rahmen akzeptierten, der von ihnen Haushaltsdisziplin verlangte. Der sogenannte Wachstums- und Stabilitätspakt mit den Maastricht-Schuldengrenzen und der Warnung, dass zu stark verschuldete Länder nicht gerettet würden, sollte garantieren, dass nicht die einen auf Kosten der anderen Schulden zu machen suchten. Schon bald wurde dieser Vertrag wiederholt verletzt, und mit der Rettung Griechenlands war endgültig klar, dass freiwillige Disziplin in der Währungsunion eine Illusion ist.

Grosse Güterzusammenlegung

Der zweite Versuch, zu einer politischen Union und damit einer Kontrolle des finanziellen Gebarens zu kommen, ergab sich während der Rettungshektik in der Euro-Krise. Die EU-Politiker verstärkten die wirtschaftspolitische Koordination, installierten eine Bankenunion, suchten die Harmonisierung der Sozial-, Arbeits- und Gesundheitspolitik voranzubringen und das Finanzielle stärker zentral zu überwachen, aber alles kam nur mühsam und widersprüchlich voran. Klar, die Eurokraten wären gerne systematischer von oben vorgegangen, aber die Demokratien «zu Hause» machten eben nicht alles mit. Wenn nun die EZB genutzt wird, um an demokratischer Überwachung vorbei eine grosse Güterzusammenlegung einzuleiten, ist es für die Schweiz besser, wenn sie nicht zu stark mit diesen Institutionen verbunden ist. ○

«Die Schweiz kann nur mitmachen»

Der Ökonom Hans-Werner Sinn gehört zu den profiliertesten Kritikern von EZB-Chef Mario Draghi. Hier erklärt er, was die Schweiz gegen die Kapitalflut tun kann und weshalb Griechenland aus dem Euro austreten sollte. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

Herr Sinn, am vergangenen Donnerstag hat Mario Draghi Anleihenkäufe im Umfang von 1,2 Billionen Euro angekündigt. Welche Ziele verfolgt die Europäische Zentralbank (EZB) damit?

Sie will die Inflation ankurbeln. Ich vermute den tieferen Beweggrund darin, dass Draghi den Südländern erlauben möchte, durch Preiszurückhaltung wettbewerbsfähig zu werden, also indem sie in einem inflationären Umfeld Löhne und Preise nur langsam ansteigen lassen. Alternativ würde nur eine natürliche Deflation die Wettbewerbsfähigkeit steigern: sinkende Löhne und sinkende Preise. Ich vermute ferner, dass die EZB die Banken der Krisenländer retten und es den Staaten erleichtern will, sich neu zu verschulden.

Sind diese Ziele erreichbar?

Ja. Alle Ziele sind erreichbar, auch das Inflationsziel. Die Geldflut wird zum Teil ins Ausland drängen und eine Abwertung des Euro herbeiführen. Ein Vorbote davon war, dass die Schweiz ihre Währung durch die Aufhebung der Wechselkursuntergrenze gewissermassen präventiv aufwerten liess. Die Abwertung des Euro erhöht die Importpreise unmittelbar und ermöglicht es der Exportwirtschaft, ihre Preise ohne Absatzeinbussen zu erhöhen.

Das Experiment ist ohne Beispiel, und auch für Experten sind die Folgen unabsehbar. Wer übernimmt die Verantwortung, wenn es scheitert?

Warum sollte es scheitern? Es wird im Sinne der Mehrheit des EZB-Rates funktionieren. Dieser repräsentiert die weit überschuldeten Länder. Der kleine Schönheitsfehler ist nur, dass es die Sparer enteignet, zum einen über weiterhin fallende Zinsen, zum anderen über die angestrebte Inflation.

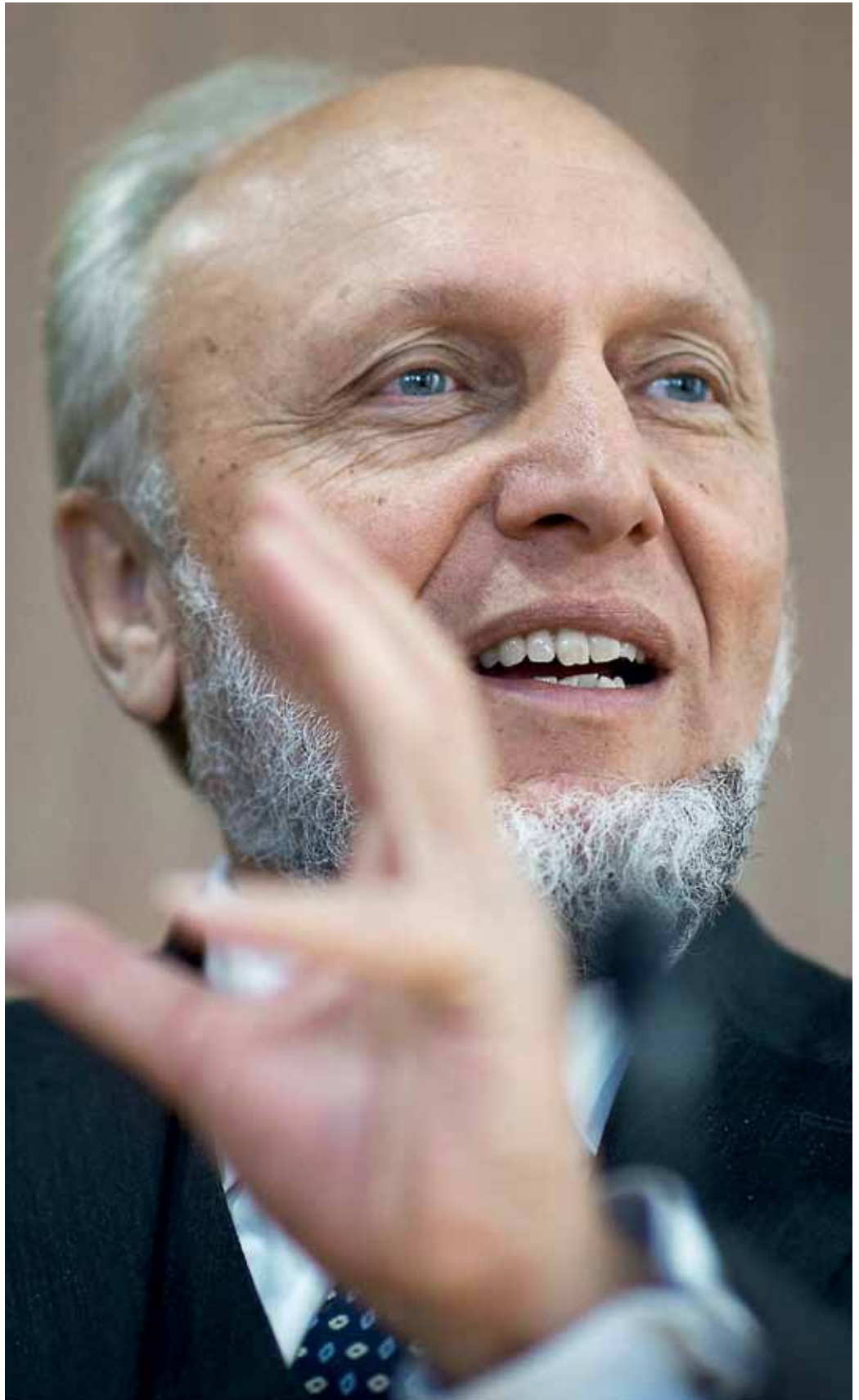
Was bedeutet Draghis Aussage, es gebe keinen Plan B? Ist das einfach Rhetorik?

Er weiss, dass Plan A funktioniert. Also braucht er keinen Plan B.

Er könnte die Dosis noch weiter erhöhen.

Das ist vorgesehen. Er hat ja gesagt, dass er so lange weitermachen will, bis die Inflationserwartungen nachhaltig verändert wurden. Und wann dieser Zeitpunkt gekommen ist, das will die EZB sicherlich selbst bestimmen.

Beginnt die Notenbank damit nun Staaten zu finanzieren? Oder hat das sogar schon früher im Versteckten angefangen?



«Clever – für die Profiteure»: Ökonom Sinn.

Das im Sommer 2011 angerollte Staatsanleihenprogramm (SMP) ist bereits eine Staatsfinanzierung aus der Druckerpresse. Zudem hat die EZB die Sicherheitsstandards für Staatspapiere, die die Banken als Pfänder für Refinanzierungskredite bei ihr einreichen durften, unter das Investment-Niveau gesenkt. Damit konnten die Banken Staatsanleihen tiefer Bonität bei der EZB hinterlegen und erhielten dafür Geld. Auch das ist eine Finanzierung von Staatsausgaben aus der Druckerpresse. Quantitative Easing (QE) heisst nur, dass die EZB die Schrottpfänder nun sogar selber kauft.

Wo liegt der Unterschied zu Staatsschuldenkäufen in den 1920er Jahren durch die Deutsche Reichsbank, die eine Hyperinflation in Gang setzten?

Das waren keine länderübergreifenden Operationen, die die Risiken zwischen den Staaten umverteilten.

Auch beim EZB-Programm verbleibt offenbar ein Grossteil der Risiken bei den nationalen Notenbanken.

Achtzig Prozent bleiben zum Glück in nationaler Haftung. Zwanzig Prozent liegen in Gemeinschaftshaftung, wovon acht Prozent auf die allgemeinen Käufe der EZB-Zentrale entfallen. Zwölf Prozent sind zweckgebunden für den Kauf von Papieren anderer europäischer Institutionen wie beispielsweise der Europäischen Investitionsbank im Rahmen des Juncker-Programms.

Wie lange wird der Drache «Inflation» Ihrer Ansicht nach noch schlafen? Wann und wodurch könnte er erwachen?

Die EZB hat ihn gerade zu erwecken versucht.

Trauen Sie der EZB und der US-Notenbank zu, dass sie bei einer Beschleunigung der Inflation rasch genug durch Zinserhöhungen Gegensteuer geben?

Nein, jedenfalls nicht der EZB, denn die Inflation wird gebraucht, um die Südländer wieder wettbewerbsfähig zu machen.

Alle grossen Notenbanken haben sich auf das Überschwemmen der Wirtschaft mit Geld verlegt. Kann man mit Geld drucken überhaupt die Wirtschaft ankurbeln?

Über die Abwertung schon.

In den USA ist das, was die EZB nun unternimmt, schon früher erfolgt, und unter angelsächsischen Ökonomen ist es nicht umstritten. Haben die Amerikaner recht, oder sind sie zu sorglos?

Der Vergleich hinkt. Die US-Notenbank Federal Reserve (Fed) kauft gar keine Staatspapiere von Gliedstaaten, genauso wenig wie die Schweizer Notenbank die Obligationen der Kantone kauft. Die EZB geht sehr viel weiter, als es die Fed jemals täte.

Ist die Geldpolitik heute weltweit in eine Sackgasse geraten, ja müsste man nicht schon fast von einem Irrenhaus sprechen?

Nein. Die lockere Geldpolitik will die Probleme zu Lasten der Gläubiger lösen. Sie bedeutet einen impliziten Schuldenschnitt. Das ist nicht irre, sondern clever – für die Profiteure.

Wer wird die Rechnung begleichen müssen?

Die Sparer. Erstens bekommen sie kaum noch Zinsen, zweitens wird ihr Finanzvermögen durch die angestrebte Inflation entwertet.

Sind die kleinen Länder praktisch zum Mitmachen gezwungen?

Die Schweiz kann nur mitmachen, in der Tat. Immerhin hat die Schweiz gerade ihre geldpolitische Eigenständigkeit wiederhergestellt. Muss sie trotzdem mitmachen bei der Überschwemmung?

Die Reaktionen zeigen, wie wenig autonom die Schweiz ist. Wenn sie die Aufwertung des Frankens in Grenzen halten will, muss sie Massnahmen zur Abschreckung des Fluchtkapitals ergreifen.

Die Wechselkursuntergrenze war über viele Jahre ein Mittel, bei relativ überschaubaren Kosten die EZB-Politik «mitzumachen». War ihre Aufhebung demnach ein Fehler?

Das würde ich nicht zu behaupten wagen. Die Notenbank hat sich das sicher gut überlegt. Hätte sie den Kurs später freigegeben, wären die Verluste deutlich höher ausgefallen. Die Lage wurde ihr zu brenzlich angesichts der riesigen Kapitalzuflüsse, die in Antizipation des QE-Programms schon ins Land strömten. Nach dem Beschluss und der Durchführung dieses Programms durch die EZB hätte sich die Problematik noch verstärkt.

Wie stark ist die EZB heute «verpolitisiert»? Wird die Geldpolitik der Euro-Zone zu stark durch Finanz-, Arbeitsmarkt-, Regional- oder Sozialpolitik beeinflusst?

Manche Mitglieder des EZB-Rats vertreten erkennbar nationale politische Interessen. Sie nehmen den Regierungen die Arbeit ab. Das ist nicht sonderlich demokratisch.

Wird die Geldpolitik nun zur Vergemeinschaftung von Risiken in der EU missbraucht, weil andere politische Klammern nicht zustande kommen – Stichwort Eurobonds oder Fiskalunion?

Ja. Dank des Widerstands im EZB-Rat haben wir zum Glück nur 20 Prozent Eurobonds bekommen. Man kommt im EZB-Rat viel

schneller zu einer solchen Entscheidung als in den Parlamenten. Ein Problem dabei ist das Übergewicht der mediterranen Länder und der Umstand, dass jedes Land, ob gross oder klein, das gleiche Stimmrecht hat. Ein anderes Problem ist, dass Massnahmen mit fiskalischen Implikationen mit einfacher Mehrheit entschieden werden.

Wie stehen Sie persönlich zur ganzen Entwicklung, die sich bei der EZB seit der Finanzkrise eingestellt hat?

Ich sehe eine Entmachtung der Parlamente durch den EZB-Rat und eine Abwendung von der Demokratie. Die EZB tut Dinge, von denen die Fed nicht einmal träumen würde, und sie agiert wie eine europäische Wirtschaftsregierung.

Wäre eine Euro-Zone mit weniger Mitgliedern aus Ihrer Sicht anzustreben, und wäre es auch möglich, auf geordnetem Weg dahin zu gelangen?

Der Weg dahin ist angesichts der Nervosität der Finanzmärkte schwierig. Eine sinnvolle Alternative sehe ich dennoch nicht, denn der jetzt gewählte Kurs führt geradewegs in die Transferunion und den Schuldensumpf.

Die Griechen haben mit Syriza eine Kraft gewählt, die der Gläubiger-Troika die Stirn bieten möchte. Was bedeutet das Wahlergebnis für den Euro?

Härtere Verhandlungen. Zipras will mehr Geld, das die anderen Länder ihm nicht geben möchten.

Ist die Wahrscheinlichkeit eines «Grexit» gestiegen?

Ja. Wenn er bei seinen Forderungen bliebe, wäre der Austritt die Konsequenz. Er wird sie aber etwas herunterschrauben. Da nicht klar ist, wie weit er dabei gehen kann, ohne in Griechenland sein Gesicht zu verlieren, ist die Wahrscheinlichkeit eines Austritts aus der Euro-Zone gestiegen.

Die griechischen Schulden liegen schon heute überwiegend bei der EZB und anderen öffentlichen Gläubigern. Was ist das wahrscheinlichste Ergebnis des nun zu erwartenden Schuldenpokers?

Die EZB wird sich gegen einen Schuldenschnitt zu ihren Lasten mit Händen und Füssen wehren. Und Zipras hat schon gesagt, dass er die privaten Gläubiger schonen will – wohl wissend, dass er sie ohnehin nicht mehr greifen kann, weil die Umschuldung nach britischem Recht erfolgte. Also wird der Europäische Stabilitätsmechanismus (ESM) die Zeche zahlen müssen. Wenn Zipras allerdings überzieht, dann steht der Austritt an, den ich für die griechische Bevölkerung ohnehin für das Beste halte.



Der Ökonom Hans-Werner Sinn, 66, leitet das renommierte Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung. Er gehört dem sogenannten Sachverständigenrat an, der die deutsche Bundesregierung in wirtschaftswissenschaftlichen Belangen berät.

Goldene Zeiten für Staatsangestellte

Egal, ob die Wirtschaft brummt oder lahmt – der Staat stellt immer mehr Leute an. Heute ist fast jeder vierte Arbeitnehmer beim Staat oder in einem staatsnahen Betrieb angestellt. Auch die Lohnkurve des Staatspersonals zeigt steil nach oben. *Von Florian Schwab*

«Im modernen Staat entfaltet sich der Klassengegensatz nicht so sehr zwischen dem Bürgertum und dem Proletariat als vielmehr zwischen der Klasse der Steuerzahler und der Klasse derer, die von den Steuern leben.» Nicolas Gómez Dávila (1913–1994)

Die Aufhebung der Wechselkursuntergrenze durch die Schweizerische Nationalbank (SNB) lässt niemanden kalt, der wirtschaftspolitisch etwas zu sagen hat. Der zuständige Bundesrat, Johann Schneider-Ammann (FDP), mahnt in einem Blut-Schweiss-Tränen-Interview in der *Neuen Zürcher Zeitung*: «Wir haben keine Zeit mehr für Streitereien», es gehe jetzt darum, sich «mit voller Kraft» dafür einzusetzen, dass «die Wettbewerbsfähigkeit unseres Standorts zurückgewonnen» wird.

«Monster-Franken!», schimpft derweil die Unia-Zeitschrift *Work*. Daniel Lampart, Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, gibt sich nur unwesentlich diplomatischer: «Der Franken muss uns nützen und darf uns nicht schaden. Die SNB muss mit Unterstützung der Politik alles tun, dass dies wieder gilt.» Der Arbeitgeberverband beklagt den «ungünstigen» Zeitpunkt und raunt, dass die «erhöhte Volatilität und die stärkere Bewertung» des Frankens «Auswirkungen auf die Arbeitsplatzsituation» haben dürften. Einzelne Industriefirmen wollen Euro-Löhne für Grenzgänger einführen. Lediglich der Schweizerische Gewerbeverband flötet, die Aufhebung des Wechselkurses könne eine «Chance» sein für die Schweizer Wirtschaft.

«Monster-Franken»

Einig sind sich alle, dass die «schockartige Aufwertung» (NZZ) des Frankens zumindest kurzfristig den konjunkturellen Ausblick eintrübt. Die Konjunkturforschungsstelle der ETH beziffert den Effekt: Ein Euro-Kurs von Fr. 1.10 bedeute für das Jahr 2015 ein Wachstumsminus von einem Prozentpunkt, ein Franken-Euro-Kurs von 1:1 führe gar zu einem zwei Prozent tieferen Bruttoinlandsprodukt als noch vor kurzem prognostiziert. Das kann für manche Firma Entlassungen bedeuten und für manches Unternehmen das Ende.

Die natürliche Reaktion auf bürgerlicher Seite besteht darin, tiefere Steuern und Abgaben zu fordern. Insbesondere die Abgabenlast von Firmen solle im Rahmen der Unternehmenssteuerreform III rasch gesenkt werden, so der einhellige Tenor. Das klingt auf den ersten Blick gut. Auf den zweiten Blick allerdings

stellt sich rasch Ernüchterung ein: Um die ausfallenden Steuererträge gegenzufinanzieren, möchte etwa die FDP die Mehrwertsteuer erhöhen. «Wie gewonnen, so zerronnen», könnte man aus Steuerzahlersicht sagen.

An das wirklich heisse Eisen wagt sich indes bisher niemand: eine Senkung des steuerfinanzierten Kostenblocks, also der Staatsausgaben. Wenn man die Vergangenheit als Ratgeber heranholt, dann scheint die Befürchtung nicht unbegründet, dass auch in der kommenden konjunkturellen Verdüsterung die Last vom Privatsektor alleine geschultert wird.

Doch der Reihe nach: Die Grafik auf dieser Seite beruht auf der jüngsten Beschäftigungsstatistik des Bundesamts für Statistik – genauer: auf dem Gesamtvolumen der Beschäftigung in einzelnen Branchen, ausgedrückt in Vollzeitstellen. Die blaue Linie zeigt die Verän-

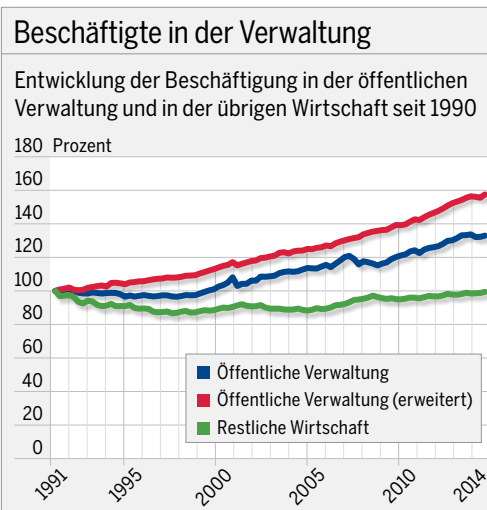
ten nahezu linear ausgedehnt, von der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung gänzlich unbeeindruckt. Mit anderen Worten: Ob die Wirtschaft brummt oder ob sie im Krebsgang ist – der Staat stellt immer mehr Leute an.

Unter Fachleuten ist das Muster bekannt. Patrik Schellenbauer von Avenir Suisse, dem Think-Tank der Schweizer Wirtschaft, hält fest, dass das grösste Wachstum im Bereich von Gesundheit und Pflege zu beobachten sei. «Daran sind unser aller enorme Ansprüche schuld.» Boris Zürcher, Leiter der Direktion für Arbeit beim Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), freut sich zwar über das Beschäftigungswachstum der vergangenen Jahre, bezeichnet dieses aber auch als «asymmetrisch». Es habe einseitig auf Seiten der staatsnahen Binnenwirtschaft stattgefunden, die sich im Bereich regulierter Tarife bewege. Die Beschäftigung in der exportorientierten Wirtschaft habe dagegen kaum zugelegt.

Ganz anders beim Staat: Zwischen 2007 und 2012 nahm die Zahl öffentlicher Bediensteter Monat für Monat um 300 zu. Finanzministerin Widmer-Schlumpf gab im Jahr 2012 für die Bundesangestellten 5,5 Milliarden Franken aus – eine Milliarde mehr als ihr Vorgänger fünf Jahre zuvor. Im Jahr 1991 waren erst 15 Prozent aller Angestellten dem staatsnahen Sektor zuzurechnen, heute sind es 22 Prozent – mehr als jeder fünfte Arbeitnehmer. Für Avenir-Suisse-Mann Schellenbauer ist klar: «Das ist keine nachhaltige Entwicklung», die «Unwucht» werde immer grösser, da die finanziellen Grundlagen für die staatsnahen Service-public-Leistungen nun einmal in der privaten Wirtschaft zuerst geschaffen werden müssen.

Und die offiziellen Zahlen drücken das Problem nur unvollständig aus: In den 22 Prozent nicht enthalten sind sonstige Beschäftigte, die grösstenteils von der öffentlichen Hand leben, namentlich Angestellte staatsnaher Firmen. Bei der Schweizerischen Post sind beispielsweise 44 105 Vollzeitstellen zu versehen (ein Plus von 4 000 seit dem Jahr 2000), die SBB beschäftigen 30 977 Mitarbeiter (ein Plus von 2 700 seit 2000). Als einziges Staatsunternehmen hat die Swisscom (20 108 Vollzeitstellen) seit der Jahrtausendwende etwas abgespeckt. Zu diesen Firmen im direkten Staatsbesitz kommt eine unbekannt Zahl von Baufirmen, Beratungsbüros und Softwarefirmen, deren Hauptkunde die öffentliche Hand ist.

Die Beweiskette lässt sich auch anhand des Kantons Zürich weiterziehen. Hier wirkt der



derung der Vollzeit-Äquivalente in der öffentlichen Verwaltung zwischen 1991 und 2014. Die rote Linie zeigt die prozentuale Veränderung bei der erweiterten öffentlichen Verwaltung – also der öffentlichen Verwaltung mit den staatsnahen Sektoren des Gesundheits-, Erziehungs- und Sozialwesens. Die grüne Linie schliesslich steht für die übrige Wirtschaft, den privaten Sektor im engeren Sinn.

Wie sich erkennen lässt, hat das gesamte Beschäftigungswachstum über eine Zeitspanne von 23 Jahren in den staatsnahen Bereichen stattgefunden, während die übrige Wirtschaft heute noch genauso viele Vollzeitstellen unterhält wie im Jahr 1990. Im Gegensatz zu den konjunkturell bedingten Auf- und Ab-Bewegungen im Privatsektor hat sich die Beschäftigung beim Staat und seinen zugewandten Or-



Sonderkonjunktur: Finanzministerin Widmer-Schlumpf (r.).

öffentliche Sektor (im engeren Sinn) vom Stellenwachstum her insofern diszipliniert, als er seit der Jahrtausendwende hinter der Expansion des Privatsektors zurückgeblieben ist.

Wie gesehen umfasst «der Staat» jedoch mehr als die öffentliche Verwaltung. Bildungs- und Gesundheitswesen müssen dazugezählt werden, und aus dieser Optik sieht die öffentliche Expansion ganz anders aus. Im Bildungswesen gab es 2011 rund 44 500 Vollzeitstellen, das waren 32 Prozent mehr als im Jahr 2001; und im Gesundheitssektor machte die Ausweitung sogar 45 Prozent aus. Mit knapp 78 000 Vollzeitstellen war dieser Bereich jüngst nicht mehr viel kleiner als der Finanzsektor. Mit dem Bevölkerungswachstum und der Alterung der Gesellschaft lässt sich das alles nicht mehr erklären – die Bevölkerung ist lediglich um 15 Prozent gewachsen.

20 Prozent mehr Lohn

Diese Trends spiegeln sich auch in der Beschäftigungsentwicklung der einzelnen Direktionen der Zürcher Kantonsverwaltung. In den sechs Jahren von 2007 bis 2013 – frühere Werte sind schwierig vergleichbar – hat die kantonale Verwaltung beschäftigungsmässig um rund 12 Prozent expandiert. Unter den Direktionen gab es Gewinner und Verlierer, wobei auch

Umstrukturierungen hineinspielten. Die Volkswirtschaftsdirektion legte geringfügig zu, die Finanzdirektion verlor etwas Stellen, ins Auge springen aber die Ausweitungen in der Sicherheitsdirektion (plus 15 Prozent) und

Das Gemeinwesen leistet sich immer mehr Bürokraten – und bezahlt sie immer besser.

vor allem in der Bildungsdirektion, die nach einer Vergrösserung um 20 Prozent in sechs Jahren mit knapp 13 800 Stellen die stark dominierende Einheit in der Zürcher Verwaltung darstellt.

Ob bei landesweiter Betrachtung oder bei Betrachtung des Kantons Zürich: Immer weniger echt privatwirtschaftlich Angestellte zahlen mit Steuern, Abgaben und Gebühren die Gehälter von immer mehr direkt oder indirekt im Sold des Staates stehenden Bürokraten. Dazu kommt: Die Staatsbediensteten gönnen sich im Mittel einen deutlich grosszügigeren Schluck aus der Lohnflasche als die unter Wettbewerbsdruck stehende Privatwirtschaft. Die Lohnstrukturerhebung des Bundesamts für Statistik weist für 2012 (neueste Erhebung) einen mittleren monatlichen

Bruttolohn von 7750 Franken für einen im öffentlichen Sektor Beschäftigten aus. In der Privatwirtschaft beträgt der mittlere Lohn dagegen nur 6118 Franken. Aus der Sicht des mittleren privatwirtschaftlich Angestellten verdient der mittlere Bürokrat somit über zwanzig Prozent mehr.

Ältere Lohnstrukturerhebungen zeigen, dass die Löhne beim Staat zudem rascher wachsen als in der Privatwirtschaft. Während in der Zeit der Finanzkrise (also zwischen 2008 und 2010) die Löhne der privat Angestellten um 2,5 Prozent zunahm, bekamen die Angestellten der Kantone 3,4 Prozent und die Bundesangestellten gar 3,6 Prozent mehr Lohn. Das Schweizer Gemeinwesen leistet sich also nicht nur immer mehr Bürokraten, sondern bezahlt sie auch vergleichsweise immer besser. Nur schwer kann man sich des Eindrucks erwehren, dass hier eine privilegierte Schicht vor der Unbill des Lebens, also der Wirtschaftsentwicklung, abgeschirmt ihr Dasein führt.

Ob das einseitige Wachstum der staatsnahen Sektoren auch nach dem Währungsschock so weitergehen kann? Seco-Direktor Boris Zürcher hat Zweifel: «Die Schweizer Sonderkonjunktur», sagt er, «ist zu Ende.»

Mitarbeit: Beat Gygi

Selbstbestimmung und Weltoffenheit

Der SNB-Entscheid zur Entfesselung des Franken vom Euro ist interessant. Er zeigt an einem aktuellen Beispiel, was Selbstbestimmung für die Schweiz bedeutet und wie wichtig sie ist. Selbstbestimmung ist das Gegenteil von Abschottung. Selbstbestimmung und Weltoffenheit gehören zusammen. *Von Roger Köppel*



Wer an den Wert der Schweizer Selbstbestimmung erinnert, denkt weit über Europa hinaus: Bertrand Piccards Solar Impulse über Atlantic City, USA.

Ist es Mut, war es Angst? Die Schweizerische Nationalbank (SNB) hat den Franken vom Euro entkoppelt. Es war eine Mischung aus souveräner Entscheidung und Verzweiflungstat. Wer mit seinem Paddelboot auf einen Wasserfall zusteuert, klammert sich vielleicht instinktiv an den rettenden Felsen im Strom. Manche Entscheidungen drängen sich einfach auf.

Trotzdem überrascht die Gegenläufigkeit. Die SNB stemmt sich gegen den Trend. In den letzten Jahren und Jahrzehnten war die offizielle schweizerische Politik auf grösstmögliche Nähe zur EU und ihren Institutionen angelegt. Der Bundesrat suchte sehnsüchtig den EWR- und den EU-Beitritt. Nach dem Scheitern ihrer Ziele setzte die düpierte Euro-Elite auf den «bilateralen Weg». Die gleichen Leute, die einst in die EU strebten, predigten nun den «Bilateralismus» als Königsweg zur Unabhängigkeit.

Das machte misstrauisch. Zu Recht. Der bilaterale Weg – zum Beispiel Personenfreizügigkeit, zum Beispiel Schengen – entpuppte sich als eine Art EU-Beitritt durch die Hintertür.

Wer das bezweifelt, sollte sich noch einmal die Reaktionen aus Brüssel und andern europäischen Regierungszentralen nach der Abstimmung über die «Masseneinwanderung» vom Februar letzten Jahres anschauen. Die ersten Kommentare fielen erhellend aus. Gehässig beklagte die EU die angekündigte Schweizer Rückkehr zu selbstbestimmten Migrationsregeln, als ob die Schweiz eben den Austritt aus jener Union bekanntgegeben hätte, der sie doch gar nie beigetreten war. Erste Diskriminierungen trafen die Studenten, obschon die Initiative noch gar nicht wirkte. Vielen ging damals ein Licht auf: Für die EU ist die Schweiz kein unabhängiger Drittstaat mehr, sondern längst gefühltes Mitglied.

Die Ernüchterung war hart, doch mittlerweile hat es sich herumgesprochen: Die Schweiz schwimmt sich wieder frei. Ob aus bewusstem Antrieb oder von den Umständen auf sich selbst zurückgeworfen, spielt keine Rolle. Die Probleme der EU wirken ab-stossend im Wort-sinn. Die Wirklichkeit schiebt sich zwischen das Brüsseler Konstrukt und den gewachsenen Kleinstaat in der Mitte Europas. Es ist nicht so, dass Angst und Panik ausbrechen würden, aber berechtigte Sorgen, Zweifel und Distanzierungswünsche breiten sich aus.

Vor einem Jahr beendete eine Mehrheit des Stimmvolks und der Kantone die automatische Personenfreizügigkeit. Jetzt eist die SNB den Franken vom Euro los. Bemerkenswert. Beide Entscheidungen sind nicht gratis zu haben. Dessen war und ist man sich bewusst. Trotzdem wird das Muster erkennbar: Wenn es richtig brenzlich wird, vertraut die Schweiz am ehesten

sich selbst. Der auf Vorrat als Einbildung und Phantasma bekrittelt «Sonderfall» gibt sich lebhaft zu erkennen, wenn es darauf ankommt. «La Suisse existe.»

Früh globalisierte Schweiz

Kritiker verwechseln Selbstbestimmung mit Abschottung und rufen «Isolation». Ihre Diagnose trifft es nicht. Selbstbestimmung und Weltoffenheit, Unabhängigkeit und Internationalismus gehören in der Schweiz zusammen. Seit je. Das ist gerade die Pointe unserer Geschichte. Das verletzte, von Natur aus arme Land ohne Bodenschätze und Kolonien konnte es sich nie leisten, bei sich selber stehen-zubleiben oder sein Schicksal an eine einzige Weltregion zu knüpfen. Der Rückzug in die Höhle, die Flucht in die Gletscherspalte hätte in den Untergang geführt. Das leuchtete schon den alten Eidgenossen ein. Die Schweiz muss bis heute, gerade weil sie arm und verwundbar ist, aktiv in die Welt hinaus, ihre Risiken möglichst breit und vielfältig streuen.

Gleichzeitig brachte sie es irgendwie fertig, ihre stets eifersüchtig belauerten Territorien rund um die strategisch wichtigen Alpenpässe militärisch zu verteidigen. Es ist falsch, die Entstehung der Schweiz als glückliches Gottesgeschenk geografischer Naturvorteile zu vernichten. Anders als den Tirolern, die den Brenner hatten, anders als den freiheitsliebenden Friesen und anderen Kleinvölkern, die im Lauf der Geschichte erobert wurden oder untergingen, gelang es der Eidgenossenschaft, als wehrhafte politische Selbsthilfeorganisation mit hohem Freiheitsdrang zu überleben. Die frühen militärischen Erfolge im 15. Jahrhundert waren dafür ausschlaggebend, aber eben auch ein starker Drang nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, der die Voraussetzungen schuf für die Erfolgsgeschichte der früh globalisierten Schweiz.

Selbstbestimmung und Weltoffenheit sind keine Gegensätze. Es ist erstaunlich, wie viele anerkannte Schweizer Publizisten, Historiker und Denker ihre intellektuellen Karrieren auf der gebetsmühlenhaften Beschwörung dieses Grundlagenirrtums aufgebaut haben. Entweder können oder wollen sie nicht verstehen, dass die Schweizer aufgrund ihrer ursprünglichen Armutserfahrung wirtschaftlich in die Welt ausgreifen mussten und dies immer auch taten – sei es als Söldner, die sich selber exportierten, oder aber als Händler und Unternehmer, die ihre Produkte auf die Weltmärkte brachten. Natürlich war Europa wegen seiner geografischen Nähe immer ein bevorzugtes Interaktionsgelände, aber eben nicht ausschliesslich. Ihre Verletzlichkeit, ihre naturgegebene Armut haben die Schweiz zur Weltoffenheit gezwungen.

Natürlich gab es Krisen und Notlagen, in denen man sich wegduckte. Das gebirgige Terrain wurde gelegentlich als strategische Rückzugs-

zone genutzt, doch es wäre falsch, daraus den Befund abzuleiten, die Schweizer seien irgendwie gefährdet, den Bezug zur Welt zu verlieren. Genau genommen waren auch die grimmig verteidigte Unabhängigkeit, das sture Festhalten an der Selbstbestimmung, die erbitterte Abwehr fremder Einflüsse und Machtansprüche nichts anderes als eine Strategie, um die eigene Verletzlichkeit zu überwinden. Der Unabhängige ist – mit Schiller – tatsächlich am mächtigsten allein, weil er nach allen Seiten offen bleibt. Wer sich zu sehr in eine Richtung neigt, beschränkt die eigene Beweglichkeit.

In dieser Optik erscheint die Unabhängigkeit der Schweiz nicht als fruchtlose Eigenbrötleri und Trotz – wobei Trotz eine überaus sinnvolle politische Grundhaltung sein kann –, sondern als anstrengendes und anspruchsvolles Verfah-

Die angebliche Weltoffenheit der Schweizer Euro-Turbos endet an den Aussengrenzen der EU.

ren, um einem bedrohten, schwachen Kleinstaat möglichst viele Handlungsvarianten, Koalitionsbündnisse und Fluchtwege offenzuhalten. Selbstbestimmung erfordert Disziplin und Kraft, doch mehr Eigenständigkeit bedeutet mehr Beweglichkeit. Selbstbestimmung und Weltoffenheit gehören in der Schweiz zusammen wie Heidiland und Pharmaindustrie. In der Folge ergibt sich eine Aussenpolitik als «Balanceakt mit vielen Partnern» (Herbert Lüthy).

Warum verstehen das die Schweizer Euro-Turbos nicht? Ihre angebliche Weltoffenheit endet an den Aussengrenzen der EU. Dieser Horizont ist für die Schweiz viel zu klein. Die Schweiz bläst doch nicht zum Rückzug in die Alpenfestung, nur weil sie sich etwas von der Währungspolitik der Europäischen Zentralbank (EZB) und dem unkontrollierten Migrationsregime der Personenfreizügigkeit freundlich distanziert. Sie nimmt Abstand, um Kräfte zu sammeln, um Übersicht zu gewinnen und um ihre Handlungsfähigkeit wieder stärker weltweit auszurichten. Niemand setzt sein gesamtes Vermögen auf ein Pferd. Ein Kleinstaat kann sich das Klumpenrisiko einer allzu einseitigen Bindung erst recht nicht leisten.

Chronik komplexer Übereinkünfte

Die Schweizer EU-Skepsis ist somit kein Schollendenken, sondern sie ist im Gegenteil die Skepsis des Weltoffenen gegenüber dem höheren Schollendenken einer sich zusehends zur Abschottungsgemeinschaft verpanzernden EU. Selbstverständlich will die Schweiz mit der EU zusammenarbeiten und Handel treiben. Aber sie will sich deswegen keine institutionellen Fesseln anlegen lassen, die ihre Beweglichkeit, ihre eigene Attraktivität und ihre Fähigkeit zur Risikostreuung schwächen. Die

verpolitisierte EU scheint heute von der irrigen Annahme auszugehen, dass sie mit der Schweiz nur noch unter der Voraussetzung geschäftet, dass die Schweiz Teile der europäischen Rechtsordnung telquel übernimmt. Das ist eine Perversion der klassisch liberalen Freihandelstradition, der sich die Schweiz und ursprünglich auch die EU verschrieben haben.

Keine Missverständnisse: Die Schweiz ging in ihrer Geschichte immer wieder Bündnisse und Verpflichtungen ein. Natürlich. Sie schloss Verträge und lehnte sich bei Bedarf an die umliegenden Grossmächte an. Die Schweizer Geschichte ist eine verwirrende Chronik komplexer, sich gegenseitig überlagernder und widersprechender aussenpolitischer Übereinkünfte, die den Verdacht nahelegen, es handle sich bei der vielbesungenen Unabhängigkeit tatsächlich um eine optische Täuschung, um eine Einbildung. In diese Richtung argumentiert zurzeit der Berner Geschichtsforscher André Hostenstein. In seiner neuen Studie «Mitte in Europa: Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte» versucht der Historiker den Nachweis zu erbringen, dass die Schweiz ihre Erfüllung in «supranationalen Ordnungen» finde. Nicht die Selbstbestimmung im weltoffenen Alleingang, sondern die dauervernetzte Einbindung in grenzübergreifende Strukturen sei das bewährte Erfolgsrezept der Schweiz.

Freiheit durch Abstand

Der hochgelobte Historiker irrt. Natürlich stimmt die Beobachtung, dass die Schweiz sich dauernd gezwungen sah, halsbrecherische Allianzen zu schmieden. Immer wieder suchte man auch die Nähe der übermächtigen Nachbarn, in der Regel zu Frankreich als militärischem Schutzpatron gegen den drängenden Erbfeind Habsburg. Die alten Eidgenossen verstiegen sich aber nicht in ihre labyrinthische Bündnisarchitektur, um als Provinzler dem französischen Königreich beizutreten. Die Verträge wurden gemacht, um neben der Sicherheit vor allem die eigene Handlungsfähigkeit und Unabhängigkeit auf einem kriegerischen Kontinent zu stärken. Drückten die französischen Umarmungen ihrerseits zu sehr, näherten sich die flexiblen Schweizer den Holländern mit der Absicht, die zudringlichen Franzosen auf Distanz zu bringen. Schon damals war die Eigenständigkeit für die Schweiz die Grundbedingung einer unvergleichlichen Beweglichkeit.

Heute kappt die Schweiz durch einen Volksentscheid die Personenfreizügigkeit. Ihre Nationalbank löst den Franken überraschend vom Euro. Das sind nicht einfach angstgetriebene Signale der Abschottung. Die Schweiz nimmt Abstand, um sich mehr Freiheit und mehr Handlungsfähigkeit zurückzuerobern. Wer an den Wert der Schweizer Selbstbestimmung erinnert, denkt weit über die Schweiz und weit über Europa in die Welt hinaus. ○



«Sinfonie in Bildern» im KKL Luzern: Schottland-Trip mit Mendelssohn

Die renommierte Philharmonie Baden-Baden präsentiert am 12. April 2015 im KKL Luzern ausgesuchte Meisterwerke der Klassik. Bei Mendelssohns «schottischer» Sinfonie verschmelzen die auf Grossleinwand projizierten Fotografien zum audiovisuellen Gesamtkunstwerk.

Die Erfolgsgeschichte geht weiter! Nach Strauss, Vivaldi, Dvořák, Tschaikowsky und Beethoven inszeniert der Musiker und Fotograf Tobias Melle die romantische Sinfonie Nr. 3 von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Dazu hat er die Faszination von Schottland monatelang mit der Kamera verewigt. Erleben Sie eine multimediale Reise durch die atemberaubenden Regionen der schottischen Highlands, über die Inseln und das Meer bis zu den pulsierenden Städten wie Glasgow und Edinburgh. Ein unvergessliches Ereignis – Takt für Takt, Bild für Bild! Mendelssohn selbst bereiste Schottland erstmals 1829. Die Natur zog den damals 20-jährigen nachhaltig in den Bann: Das Werk, in dem er seine Eindrücke musikalisch verarbeitete, beschäftigte ihn während 13 Jahren – so lange wie keine andere Sinfonie.

Konzertprogramm:

- **Felix Mendelssohn-Bartholdy ***
*Ouvertüre zur Schauspielmusik
Ein Sommernachtstraum op. 21*
- **Felix Mendelssohn-Bartholdy ***
*Nocturne aus der Schauspielmusik
Ein Sommernachtstraum op. 61*
- **Carl Maria von Weber ***
Ouvertüre zur Oper «Euryanthe» op. 81
- **Edvard Grieg ***
Peer Gynt Suite Nr. 1 op. 46
- **Felix Mendelssohn Bartholdy ****
Ouvertüre «Die Hebriden» op. 26
- **Felix Mendelssohn Bartholdy ****
Sinfonie Nr. 3 a-Moll op. 56

* ohne Projektion / ** mit Projektion

Platin-Club-Spezialangebot

«Sinfonie in Bildern»
Tobias Melle (Fotografien), Philharmonie Baden-Baden, Carlos Domínguez-Nieto (Dirigent)

Datum:

Sonntag, 12. April 2015, Konzertbeginn: 17 Uhr

Veranstaltungsort:

KKL Luzern, Konzertsaal

Preise:

Kat. I Fr. 126.– (statt Fr. 148.–)
Kat. II Fr. 118.– (statt Fr. 138.–)
Kat. III Fr. 109.– (statt Fr. 128.–)
Kat. IV Fr. 97.– (statt Fr. 114.–)
Kat. V Fr. 72.– (statt Fr. 84.–)
Kat. VI Fr. 50.– (statt Fr. 58.–)

Buchung:

Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» unter Tel. 041 361 62 62 (Tickethotline) oder online mit dem Promotions-Code «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:

Gültiges Abonnement der Weltwoche.
Das Angebot ist nicht kumulierbar.
Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80.

Veranstalter:

Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Der Tiger ist los

Die Begründung der Nationalbank für die Aufgabe der Kursuntergrenze zeigt: Es war ihr von Anfang an nicht ernst damit. Die vielgescholtenen Spekulanten haben das früh erkannt. Der Markt lag richtig, die Politik lag falsch. *Von Heinz Zimmermann*



Was hat Thomas Jordan, der Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), in seiner Begründung für die Aufhebung der Wechselkursuntergrenze verschwiegen? Das erfuhr man einige Tage später durch den Vorsteher des III. Departements («Finanzmärkte, Asset-Management, Operatives Bankgeschäft, Informatik»), Fritz Zurbrügg, im *Blick* (wo man sich nun wohl entscheidende Wirtschaftsinformationen beschaffen muss): «Hochgerechnet auf einen Monat, hätten wir allein im Januar für rund 100 Milliarden Franken intervenieren müssen.» Milliardenbeträge seien täglich eingesetzt worden ohne Aussicht auf ein Ende.

Ja und? Das ist doch genau das, was die SNB angekündigt hatte. Hiess es nicht von Anfang an, die SNB sei darauf vorbereitet, falls nötig «unbeschränkt Devisen zu kaufen, um den Mindestkurs durchzusetzen»? Entweder war die Ankündigung naiv oder eine bewusste Täuschung. Auf jeden Fall kommen am Ende nun genau jene Währungsspekulanten auf ihre Rechnung, die man durch die Mindestgrenze aushebeln wollte. Wir kommen darauf zurück.

Das Fass zum Überlaufen brachte eine mögliche Intervention von 100 Milliarden im Monat Januar. Dazu einige Zahlen: Das tägliche Handelsvolumen an Devisen beträgt im Normalfall rund 5000 Milliarden US-Dollar, hochgerechnet auf zwanzig Handelstage also etwa 100 000 Milliarden. Davon beträgt der Anteil des Währungspaares Euro/Franken schätzungsweise 3 Prozent, also 3000 Milliarden US-Dollar. Dass man während einer Stressphase in einem Monat 100 Milliarden Euro kaufen muss, dürfte bei diesen Grössenordnungen eigentlich nicht sonderlich abschrecken.

Beachtet man ferner, dass vom globalen Devisenhandelsvolumen rund ein Drittel auf den Euro-Dollar-Markt entfällt, also mehr als das Zehnfache des Euro-Franken-Volumens, wird klar, wie unmöglich sich das Unterfangen einer Kursuntergrenze gegenüber beiden Währungen gestaltet. Eine unglaubliche Mindestgrenze ist schlimmer als gar keine, weil sie gerade erst die Spekulation attraktiv macht.

Das ist keine kühne nachträgliche Behauptung, sondern lässt sich einfach überprüfen: Wie hoch müsste an den Finanzmärkten der Preis für eine Euro-Kursabsicherung unterhalb des Mindestkurses sein? Bei vollständiger Glaubwürdigkeit der Mindestkursgrenze

natürlich gratis. Vom ersten Tag der Kursuntergrenze an wurden Euro-Put-Optionen, die im Falle einer Unterschreitung an Wert gewinnen würden, zu einem positiven Preis gehandelt. Diese Preise deuteten auf eine im Zeitablauf steigende und fallende Wahrscheinlichkeit, mit welcher im Markt mit einer Aufgabe der Kursuntergrenze gerechnet wurde.

Aufgrund der Optionspreise konnte man, wie mein Kollege Markus Hertrich und ich in einem wissenschaftlichen Aufsatz zeigen, auf die Wahrscheinlichkeit einer Aufgabe der Kursuntergrenze schliessen. Kurz vor der Aufgabe der



Überbewertungshymne: SNB-Chef Jordan.

Grenze lag die von uns berechnete Wahrscheinlichkeit bei rund 50 Prozent. Die Kursuntergrenze und der Optionsmarkt, wo sich die Erwartungen der Marktteilnehmer nicht unterdrücken lassen, boten geradezu die ideale Spekulationsplattform, vor der man in den offiziellen Kommentaren jahrelang die Augen verschloss.

Aber wie sagte ein Bundesrat doch im Jahre nach der Mindestkurseinführung: «Ich bin sehr überrascht, dass sich Persönlichkeiten erlauben, öffentlich über diese Grenze zu diskutieren.» Viel schlimmer: zu spekulieren und damit den Markt zum Gradmesser des gehegten Vertrauens oder Misstrauens zu machen. Wenn dies

nicht verboten gehört! Wohl nicht erst seit der Kehrtwende der Nationalbank müssen auch die Politiker damit leben, dass der Aussenwert des Schweizer Franks im Unterschied zum Kartoffelpreis nicht in der Schweiz bestimmt wird.

Damit kommen wir zur Heraufbeschwörung der Überbewertung unserer Währung. Es ist erstaunlich, mit welcher Klarheit der Bundesrat zu wissen glaubt, mit welchem Euro-Kurs die Schweizer Wirtschaft leben kann. Immerhin sind bei der Überbewertungshymne zwei Dinge zu beachten: Die Kaufkraft einer Währung wird nicht nur über ein relativ zufällig zusammengestelltes Konsumgüterbündel bestimmt, sondern ebenso über die Leistungsbilanz – also den Wert aller Einfuhren, Ausfuhren und des grenzüberschreitenden Austausches von Dienstleistungen. Im Unterschied zu fast allen Euro-Staaten ist dieser Wert für die Schweiz in den letzten Jahren enorm positiv – verstärkt nicht zuletzt durch die Mindestkurspolitik.

Und zweitens: Eine Währung ist nicht nur ein Zahlungsmittel, also eine Umrechnungseinheit für Güter und Dienstleistungen, sondern auch eine Kapitalanlage. Der Wert einer Währung widerspiegelt deshalb nicht zuletzt die Risikoprämien, welche die Investoren in Verbindung mit Investitionen fordern respektive zu zahlen bereit sind. Es kann sich jeder selbst ein Bild machen, wie sich das Risiko des Euro-Raums durch Draghis Monsterpläne gegenüber der schweizerischen Währung verändert hat.

Letztlich ist es egal, ob die Statements der Nationalbank in Verbindung mit der Aufrechterhaltung der Mindestkursgrenze naiv oder bewusst irreführend waren. Die Antwort wäre nur im Zusammenhang mit einer neuerlichen Mindestkursgrenze von Bedeutung, aber eine solche wird für sehr lange Zeit nicht mehr zur Diskussion stehen.

Bleibt die Frage nach der Lehre aus der Übung. Wo möchte man einem wilden Tiger lieber begegnen: in der Natur oder in einem schlecht gesicherten Zoo? Ich ziehe die Natur vor. Hier reicht es, sich mit dem Raubtier zu beschäftigen – und nicht auch noch mit den Sicherheitsvorkehrungen und der Kommunikationspolitik der Zooverantwortlichen.

Heinz Zimmermann ist Professor für Finanzmarkttheorie an der Universität Basel.

«Epizentrum des Hasses»

Er war der gefeierte Star der französischen Linken, bis er 2002 plötzlich die Fronten wechselte. Seither behandelt das Establishment Dieudonné M'bala M'bala wie einen Staatsfeind. Kann es für einen Satiriker eine höhere Auszeichnung geben? Von Alex Baur

Mittlerweile habe er sich mit der Rolle des «Diablonné», des «Teuflischen», abgefunden, rief Dieudonné M'bala M'bala zur Eröffnung seiner Show vom letzten Sonntag in den ausverkauften Saal des Théâtre de Beaulieu; nun stelle sich nur noch die Frage, wer denn hier den Part des Guten spiele – Staatspräsident Hollande, dessen Premier Valls? Oder etwa doch der Stadtrat von Lausanne? Dröhnender Applaus, gellende Pfiffe, ausgelassene Buhrufe. Kein Zweifel, für die meisten der 1800 Zuschauer ist das keine Frage. Der wortgewaltige Alleinunterhalter im orangenen Guantánamo-Dress, der seine Pointen im Drei-Sekunden-Stakkato abfeuert, ist für sie ein Held – ein Held der Freiheit, des schwarzen Humors, der Rebellion.

Welch ein Kontrast zur Westschweizer Presse, die dem schwarzen Komiker aus dem benachbarten Frankreich mit einer eisigen Distanz begegnet, so als drohe die Ansteckung mit einer Art geistigem Ebola. Und zwar unisono. «Contre cœur verspürt man beinahe eine Versuchung des Lachens», beschrieb der Berichterstatter von *Le Temps* seine Gefühlslage. Das war das höchste aller Gefühle. Die meisten beschränken sich auf das Drumherum. Der Stadtrat von Lausanne hätte Dieudonnés Auftritt am liebsten verboten, dann aber hat er ihn unter strengsten Auflagen doch noch erlaubt. Und zwar nur aus einem einzigen Grund: Man wolle keinen «falschen Märtyrer» schaffen.

Zwei Polizisten im Saal überprüften jeden Satz des Mulatten in Echtzeit auf allfällige Verstösse gegen die Rassismusstrafnorm. Das Polizeiaufgebot, das man wegen eines angeblich drohenden Tumults aufgebaut hatte, mussten nicht etwa die Gegner des Komikers (diese liessen sich allerdings auch nicht blicken), sondern er selber bezahlen (100 000 Franken). Nur eben, seine Feinde finden den Mann, der in vielen französischen Städten nicht mehr auftreten darf, gar nicht komisch. Im Nachgang zu den Attentaten von Paris wurde er wegen Verdachts auf «Terrorismusunterstützung» sogar verhaftet. Sein Delikt: Auf Facebook hatte Dieudonné den Satz «Ich fühle mich Charlie Coulibaly» gepostet.

Wie einen Kapitalverbrecher behandelt

Er habe sich damit keineswegs mit dem Terroristen Coulibaly solidarisiert, erklärte Dieudonné später – sondern vielmehr mit *Charlie Hebdo*, auch wenn der Staat ihn wie einen Kapitalverbrecher behandle, wie Coulibaly eben. Schliesslich hatte er auch nicht «je suis» (ich bin) geschrieben, sondern «je me sens» (ich fühle

mich). Doch für solche Details interessierte sich ausserhalb seiner Fangemeinde kein Mensch, erst recht nicht Premierminister Manuel Valls, der öffentlich ein hartes Vorgehen gegen den Komiker forderte. Nur glaubt in Frankreich auch keiner, dass Dieudonné so naiv war. Seine Aktionen, Sprüche und Gesten, mit denen er das französische Establishment seit Jahren regelmässig aus der Contenance bringt, waren stets mehrdeutig. Erstaunlich ist höchstens, dass er damit stets Erfolg hatte.

Wie so viele Komiker seiner Generation wurde Dieudonné M'bala M'bala (es ist sein richtiger Name) dank der TV-Sendung «On n'est pas couché» (France 2) einem breiten Publikum bekannt. An der Seite seines langjährigen Bühnenpartners Elie Semoun, einem jüdischen Marokkaner, legte er in den 1990er Jahren eine steile Karriere hin. Der Sohn eines kongolesischen Buchhalters und einer bretonischen Soziologin war im linksprogressiven Milieu aufgewachsen, das ihn als einen der Ihren feierte. Seine Attacken gegen Haider in Österreich brachten ihm um die Jahrtausendwende eine Medaille der Uno für den «Kampf gegen den Rassismus» ein, die neue Linke um Daniel Cohn-Bendit buhlte um seine Gunst. Die Zeitung *L'Express* feierte Dieudonné als «einen der beste Komödianten seiner Generation», für den *Figaro* war er schlicht «der beste».

2002 kam es zu einem radikalen Bruch, über dessen Bewandnis die Intellektuellen Frankreichs bis heute rätseln. Hatte Dieudonné seine Rolle des politisch gefälligen Mulatten im Justemilieu einfach satt? Waren es die Strafklagen wegen Rassismus und Blasphemie – damals notabene noch wegen Verunglimpfung von Weissen und Katholiken –, die ihn radikalisierten? Ging es ihm bloss um maximale Provokation, Ruhm und Geld? Tatsache ist, dass sich Dieudonné der realen Politik zuwandte, selber Kandidaturen lancierte – und zwar zusehends im Dunstkreis des böse verfeimten und verruchten Front national von Jean-Marie Le Pen. Dieudonné, von Haus aus Katholik, behauptete nun plötzlich, er habe nie wirklich unter Rassismus gelitten.

Obwohl seine Attacken gegen den Zionismus zunehmend obsessive Züge annahm, hielt er eine Reihe angesehener Komödianten, unter ihnen Juden wie der erwähnte Semoun, Kev Adams oder Patrick Timsit, erstaunlich lange die Stange. Abgründiger Spott und Blasphemie haben im Land von Voltaire und Molière eine lange Tradition, die gerade in der jüdischen Di-

aspora hochgehalten wird. Dieudonné war und ist, wie selbst seine Gegner einräumen, ein humoristisches Naturtalent. Wenn da nur nicht seine Ausflüge in den realen und unappetitlichen politischen Alltag gewesen wären. Plötzlich wurde es ernst – und ernst genommen zu werden, ist bekanntlich das Schlimmste, was einem Komiker widerfahren kann.

Dass er Jean-Marie Le Pen zum Götti seiner Tochter machte, gehört zu den harmloseren Provokationen. Marine Le Pen hat sich längst von Dieudonné distanziert, und selbst ihr Papa findet mittlerweile, er gehe «schon ein bisschen zu weit». Sein Freundeskreis – von Atombombenbastler Achmadinedschad über dem Holocaust-Leugner Robert Faurisson bis zum Topterroristen Carlos – ist ein wahres Gruselkabinett an ideologischen Blindgängern. Ob er deren jüdenfeindliche Ansichten teilt, blieb stets unklar. Doch es reichte für eine Lawine von Klagen aus jüdischen Kreisen, von denen indes achtzig Prozent mit Einstellung oder Freispruch endeten.

Verharmlosung der Nazis?

Denn Dieudonné ist ein Meister der Ambivalenz. Hat er nun «Isra-Heil» oder «Israël» gerufen? Auf Französisch klingt das ähnlich. Und was genau bedeutet eigentlich die von ihm erfundene «Quenelle» (Deutsch: Klösschen)? Technisch handelt es sich um eine Art Umkehr des Hitlergrusses. Ist das nun eine gefährliche Verharmlosung der Nazis – oder bloss eine Verballhornung? Es ist dem Betrachter überlassen. Für die Fussballlegende Nicolas Anelka bedeutete die nebulöse Geste nach und trotz einem schönen Torerfolg das Ende der Karriere.

Ist der erklärte «Antizionist» Dieudonné automatisch auch ein «Antisemit»? Er bestreitet es und lässt als Kronzeugen flugs vier ultraorthodoxe Juden in seinem Theater Main d'Or auftreten, die Jassir Arafat preisen und die Gründung Israels verdammen. Neckisches Detail: Die Besitzer des Pariser Theaters, das Dieudonné seit Jahren entgegen allen Widrigkeiten mit Erfolg betreibt, sind praktizierende Juden.

Dieudonné nahm auch schon Muslime und Christen ins Visier. Doch die Juden reagierten am schärfsten, vor allem wenn es um Israel und die Schoah ging – für einen Provokateur seines Kalibers schon fast ein Befehl, einen Schritt weiter zu gehen. Genauso ist es auch bei den Feministen, Schwulen und Transsexuellen. Ihre wütenden Proteste treiben den Satiriker in der nach unten offenen Skala zur Höchstform. Nein, er sei keineswegs homophob, versicherte



Meister der Ambivalenz: Komiker mit Knarre.



Maximale Provokation: aus «Shoah» und «Ananas» wird «Shoananas».



Jean-Marie Le Pen als Götti: mit seinen Kindern.



Nebulöse Geste: erfundene Begrüssung «Quenelle».

Dieudonné – und arrangierte im August 2013 in einem Hochsicherheitsknast die Trauung von zwei berüchtigten Massenmördern. Zusammen mit dem Topterroristen Carlos fungierte er persönlich als Trauzeuge.

Um die Geschlechterfrage ging es unter anderem auch am letzten Wochenende in Lausanne. Dieudonné versetzt uns ins Jahr 2050, heterosexuelle Beziehungen sind mittlerweile verboten. Dafür gibt es Analsex in allen Varianten (Motto: «Allez vous faire enculer!»). Es geht derb zu und her. Die Wortspiele wären kaum lustig, kämen sie nicht aus dem Mund von Dieudonné – eine

krude Mischung aus Sacha Baron Cohen, Gerhard Polt, Frank Zappa und dem Teufelsadvokaten Jacques Vergès. Das Publikum, gemäss einer kleiner Umfrage vor allem Studenten, brüllt vor Lachen. Bei aller Bösartigkeit, es ist kein hinterhältiges, eher ein befreiendes Gelächter. Die Mienen der Menschen, die den Saal nach zwei Stunden verlassen, wirken heiter, entspannt.

Natürlich ist auch der erfolgreichste Genozid der Neuzeit ein Thema: Dieudonné memoriert die Ausrottung der Indianer in Nordamerika als Disney-Spektakel. Der Sklaverei gedenkt er mit einem fiktiven Dialog zwischen einem

trottelligen Sklaven (Anelkas Urgrossvater) und einem nicht unsympathischen Sklavenhalter (ein Schweizer). Ob auch die Juden vorkommen, über die er offiziell nicht reden darf, ist unklar, denn «Suisse» und «juif» klingt zum Verwechseln ähnlich. Alle bekommen ihr Fett ab, doch am meisten mokiert er sich über sich selber. Seine Feinde verdammten ihn als «Epizentrum des Hasses» und wollen ihm das Lästermaul verbieten. Es sind dieselben Leute, die für *Charlie Hebdo* auf die Strasse gingen. Keiner hat die Doppelmoral des Zeitgeistes so gnadenlos entlarvt wie Dieudonné M’Bala M’Bala. ○

Der Mann, der die Industrie besiegte

Corrado Pardini zwang 2013 die Maschinenindustrie in die Knie und setzte einen Mindestlohn durch. Nach Aufhebung der Euro-Untergrenze fordert der Bieler SP-Nationalrat von den Arbeitgebern einen «sozialen Pakt». Besuch bei einem der mächtigsten Gewerkschafter des Landes. *Von Florian Schwab*

«Er ist nicht nur der mächtigste Gewerkschafter, er ist der mächtigste Mann im Land, gleich nach dem Präsidenten.» So zumindest beschrieb Robert F. Kennedy den Gewerkschafter Jimmy Hoffa. Unter dem legendenumwobenen Anführer der Transportarbeitergewerkschaft Teamsters in den USA wuchs deren Mitgliedschaft um die fünfziger Jahre von 800 000 auf zwei Millionen. Hoffa selbst wanderte wegen Beziehungen zur Mafia ins Gefängnis, wurde aber von Präsident Richard Nixon begnadigt. Später verschwand er spurlos.

Fragt man bei den hiesigen Wirtschaftsverbänden nach Corrado Pardini, dem neuen starken Mann der Unia, so lautet der Tenor: Wenn es bei den Schweizer Arbeitnehmerver-

«Die Nationalbank setzt unsere Löhne und Arbeitsplätze leichtfertig aufs Spiel.»

tretern eine Persönlichkeit gebe, die in Bezug auf Charisma, Gestaltungswillen und politisches Geschick an den Gewerkschafter-Archetyp Jimmy Hoffa erinnere, dann sei es Corrado Pardini, der gelernte Maschinenschlosser aus Biel und SP-Nationalrat seit 2011. Das ist anerkennend gemeint sowie natürlich unter Ausklammerung von Hoffas Verfilzung mit dem organisierten Verbrechen.

Hoffa hin oder her: Auf jeden Fall ist Pardini ein wichtiger Wortführer der gewerkschaftlichen Bewegung in der Schweiz. Nach der Aufgabe des Mindestkurses durch die SNB definierte er die Gewerkschaftslinie: «Die Nationalbank setzt unsere Löhne und Arbeitsplätze leichtfertig aufs Spiel.»

Bedrohliches Schauspiel

Pardini ist ein massgeblicher Architekt der bemerkenswerten Auferstehung der Unia aus dem Trümmerhaufen der Schweizer Syndikate vor zehn Jahren. Sein bislang grösster Erfolg ist die Durchsetzung eines schweizweiten Mindestlohns in der Maschinenindustrie. Vor kurzem ist dazu ein sehr aufschlussreiches Buch von Oliver Fahrni erschienen, einem Journalisten der Unia-Zeitschrift *Work*. Fahrni begleitete die Verhandlungen zwischen der Unia (unter Pardinis Leitung) und dem Verband Swissmem mit Präsident Hans Hess zwischen Herbst 2012 und Herbst 2013.

Folgt man Fahrnis Darstellung, so inszenierten die Gewerkschafter bereits das erste



«Karthago ist gefallen»: Unia-Kadermann Pardini.

Treffen zu den Erneuerungsverhandlungen für den Gesamtarbeitsvertrag (GAV) als bedrohliches Schauspiel. Unter dem Titel «Mord am heiligen Arbeitsfrieden» schreibt Fahrni: «<Inszenieren wir das richtig, holt die Tischtücher hervor>, hatte Unia-Industriechef Corrado Pardini befohlen. Denn immerhin ist hier ein Mord geplant.» Wie schrieb der deutsche Kriegsphilosoph Carl von Clausewitz: «Der Kern der Überraschung ist die Absicherung der Schnelligkeit mit Geheimhaltung.»

Die ahnungslose Gegenseite erschien Ende November 2012 «gut gelaunt und in feinem Tuch». Doch «neun drei viertel Stunden später wussten sie: Das musste im Streit und Tumult enden. Vielleicht sogar in Scharmützel und Streik.» Zu Streit und Tumult kam es sehr wohl. Doch bevor die letzte Eskalationsstufe gezündet werden musste, gaben die Arbeitgeber nach einer von Bundesrat Johann Schneider-Ammann angezettelten Mediation klein bei. Der Mindestlohn war mit dem Abschluss des Gesamtarbeitsvertrags und dessen Allgemeinverbindlichkeitserklärung durch den Bundesrat Gesetz. Aus einer entscheidenden Sitzung heraus schickte Pardini seinem obersten Chef, dem als vergleichsweise *gmögig* geltenden Unia-Präsidenten Renzo Ambrosetti, eine SMS des Inhalts: «Karthago ist gefallen.»

Rund zwei Jahre später treffen wir Corrado Pardini in Bern. Er hat als Ort des Treffens das Restaurant «Volkshaus» vorgeschlagen – zum «Hotelbern» gehörig, landesweit eine der letzten Firmen in Gewerkschaftshand. Wenige Steinwürfe vom Bundeshaus entfernt. Pardini empfängt uns im abgetrennten, hinteren Bereich des Lokals. Das Interieur besteht aus nicht viel mehr als schlichten Holztischen und Stühlen. Der in gedeckten Farben erscheinende Gastgeber tritt gleichsam zurückhaltend auf, formuliert vorsichtig und abgestimmt auf ein bürgerliches Ohr.

Pardinis Worttreue

Wir sitzen einer der wichtigsten Personen aus dem linken Spektrum gegenüber. Als der Gewerbeverband letztes Jahr Schneider-Ammanns Revision des Kartellgesetzes bodigen wollte, arbeitete er mit Pardini zusammen. SVP-Finanzpolitiker bis hin zu Christoph Blocher suchten beim Thema Grossbankenregulierung den Schulterchluss mit ihm, dem Parlamentsneuling. Man schätzt Pardinis Worttreue. Absprachen gelten als schwierig zu erreichen, dafür aber als verlässlich.

Pardinis Grosse Erfolg, der Mindestlohn in der Maschinenindustrie, ist nach dem Nationalbank-Entscheid gefährdet. In der neuralgischen Maschinenindustrie sind die Folgen des Wechselkurses besonders einschneidend. Einzelne Firmen möchten den Grenzgängern Euro-Löhne bezahlen. Für Pardini ist das ein «abstruser Gedanke», das heize nur die vermehrte Anstellung von Grenzgängern an.

Zunächst wollen wir aber von Pardini wissen, wie ihm das Kunststück des Mindestlohns in der Maschinenindustrie gelungen sei, nachdem sich die Gewerkschaft daran siebzig Jahre lang die Zähne ausgebissen hatte. Pardini erklärt, dass die Unia-Delegation sich vier Jahre lang intensiv auf die Verhandlungen vorbereitet habe. Zudem habe in der Gewerkschaft ein Sinneswandel stattgefunden: «Man muss zu einem schlechten Ergebnis auch nein sagen können.» Dies ist der wichtigste Paradigmenwechsel, den Pardini in die Unia-Industriegewerkschaft gebracht hat.

In Fahrnis Buch wird das als «konfrontative Sozialpartnerschaft» bezeichnet. Was ist darunter zu verstehen? Müssen wir befürchten, dass die Unia in Zukunft das Land mit Streiks überzieht, wenn ihr ein GAV-Ergebnis nicht passt? Pardini relativiert: Die konfrontative Sozialpartnerschaft bestehe darin, dass man «den Konflikt zwischen Arbeit und Kapital» austrage und nicht leugne. Dann aber auch: «Sozialpartnerschaft bedeutet, dass Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsam der Wirtschaft Sorge tragen.» Politisch verortet sich

Diese grandiose Umdeutung eines rechten Anliegen muss man ihm erst nachmachen.

Pardini als «Sozialdemokrat mit sozialistischen Einflüssen aus meiner Herkunft». In erster Linie sei er aber Gewerkschafter, und «als Gewerkschafter muss man immer auch pragmatisch sein».

Pardini erklärt, dass damals, Ende 2012 und Anfang 2013, auch die politische Grosswetterlage der Unia in die Hände gespielt habe: Die Arbeitgeberverbände waren über die Masseneinwanderungsinitiative und andere Vorlagen besorgt und wollten möglichst keinen Grund liefern für Unmut. In Fahrnis Buch wird Pardini mit den Worten zitiert, Mindestlöhne seien «unverzichtbar, um die Personenfreizügigkeit zu sichern» – ein relativ offenes Eingeständnis: Die Personenfreizügigkeit ist das Wucherpfund, mit dem die Gewerkschaften ihre Interessen durchsetzen können.

Der Gewerkschafter widerspricht: «Nein, nur eine offene Schweiz ohne Diskriminierungen ist unsere Schweiz. Die Personenfreizügigkeit ist eine wichtige Errungenschaft. Ich bin sehr nahe bei unseren Mitgliedern. Gewerkschaften gewinnen Mitglieder, wenn die Gewerkschaftsarbeit erfolgreich ist.» Gewerkschaftsarbeit habe schon immer aus mehreren Ebenen bestanden. Der Vorwurf, die Unia bewege sich auf eine Funktionärgewerkschaft italienischer Prägung zu, sei unzutreffend. «Ich lade Sie gerne an eine Delegiertenversammlung ein – dann werden Sie erleben, wie offen wir diskutieren und wie sehr die Mitglieder unsere Politik bestimmen.»

Wie soll es jetzt mit der Personenfreizügigkeit weitergehen? Corrado Pardini erkennt in der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative «auch die Chance», dass sich «Arbeitnehmer und Arbeitgeber auf einen neuen sozialen Pakt» verständigen können, und zwar «erst recht nach dem Nationalbank-Entscheid». Es gehe darum, gemeinsam durchzusetzen, dass es «keinen Druck auf Schweizer Löhne» gebe, dass «alle Einwohner unseres Landes ohne Angst vor Arbeitsplatzverlust leben können». Bestandteil eines solchen Plans sei aber auch «die Vorbereitung der Schweizer Wirtschaft auf den bevorstehenden ökologischen und digitalen Umbau». Erst wenn man hier einig sei, könne man überzeugende Antworten auf die Masseneinwanderungsinitiative geben. Trotz vielseitiger Gesprächsangebote sei die «Botschaft bei den Wirtschaftsverbänden noch nicht genügend angekommen».

Lauwarmer Widerstand

Ob die Unia mit diesem Plan nun ihren Preis für die ihrerseits mitgetragene Öffnung des Arbeitsmarkts einfordere? «Es ist kein Preis, denn wir leben am Schluss alle in einem lebenswerteren Land.» Im Kern ziele seine Forderung auf die «Souveränität der Schweiz» ab: Ein Land sei dann souverän, wenn niemand Angst vor wirtschaftlicher Unsicherheit haben müsse und jeder Entscheidungen frei von Ängsten fälle. Diese grandiose Begriffsumdeutung eines eigentlich rechten Anliegen – man muss sie Pardini erst einmal nachmachen.

Wir konfrontieren Corrado Pardini auch mit dem in der *Weltwoche* ab und zu geäusserten Vorwurf, die Gesamtarbeitsverträge seien für die beteiligten Verbände ein lukratives Geschäft, da sie für alle vom GAV erfassten Firmen und Arbeitnehmer einen Lohnabzug erzwingen, der den beteiligten Verbänden zum «Vertragsvollzug» dienen soll. Dabei kommen mehrstellige Millionenbeträge zusammen. Pardini sieht es anders: Da alle Arbeitnehmer, auch die Nichtmitglieder, von den GAV profitierten, sei der Vollzugskostenbeitrag gerechtfertigt. Allerdings müsse die Verwendung glasklar und transparent sein. Er weist darauf hin, dass er in seiner eigenen Branche soeben eine vertiefte Revision angestrengt habe.

Zum Abschluss des Treffens kommt Nationalrat Pardini von sich aus nochmals auf das Buch «Heavy Metall» zu sprechen, in dem sein Mindestlohn-Meisterstück protokolliert ist. Was denn für einen unbeteiligten Leser der interessanteste Schluss daraus sei, will er wissen. Freundlich blickend hört er der Antwort zu: die offensichtlichen Blößen der Arbeitgebervertreter, die keine Strategie hatten und deren Widerstand lauwarm blieb. Auch einem wie Pardini könne man als Arbeitgeber Kontra geben. Dann müsse man es aber durchziehen. Pardini öffnet die Arme und lächelt verschmitzt: eine Art Jimmy-Hoffa-Moment. ○

Parfümwolke für die Energiewende

Die Umsetzung der neuen Energiestrategie harzt. Physikalische Grenzen und der fehlende Wille der Bevölkerung stehen ihr entgegen. Der Bund sucht nun nach der wirksamsten Methode, wie er die Schweizerinnen und Schweizer subtil in die gewünschte Richtung lenken kann. *Von Alex Reichmuth*



Widerstand wächst: Windkraft auf dem Nufenenpass.

Weg vom Atomstrom. Weg von fossilen Brennstoffen. Das sind die Eckpfeiler der Energiewende, wie sie Regierung und Parlament beschlossen haben. Das Volk hatte dazu bisher nichts zu sagen. Allzu tiefe Sachkenntnisse braucht es nicht, um zu erkennen, dass die Wende kaum gelingen wird: Wind und Sonne als alternative Stromquellen taugen wenig, weil keine Technologie zur Verfügung steht, um die unregelmässig anfallende Energie zu finanziell vernünftigen Bedingungen zu speichern. Die Stromversorgung kann darum nicht gewährleistet werden, insbesondere nicht in den Wintermonaten. Andererseits sind deutliche Abstriche beim Lebensstandard notwendig, um den Energieverbrauch wie beabsichtigt stark zu reduzieren. Die Bevölkerung ist aber nicht bereit zu Einschränkungen wie in Kriegszeiten. Sie sträubt sich gegen die angemahnten Verhaltensänderungen.

Der Energiewende stehen somit physikalische Gesetze und gesellschaftliche Widerstände entgegen. Die Protagonisten des ökologischen Umbaus bei Behörden und Parteien spüren den immer stärkeren politischen Gegenwind und fürchten einen Gesichtsverlust, wenn ihre Pläne scheitern.

Über hundert Projekte

In diesem Moment lanciert der Schweizerische Nationalfonds auf Geheiss des Bundesrats zwei Nationale Forschungsprogramme (NFP). Mit eindrucklichen 45 Millionen Franken will der Bund der ins Stocken geratenen Ökowende neuen Schub verleihen. Beteiligt sind die ETH, kantonale Universitäten, Fachhochschulen und private Institute, also fast die gesamte Forschungslandschaft der Schweiz. Die über hundert Projekte sind aufgeteilt in NFP 70 «Energiewende» (84 Projekte), das «technolo-

gische Potenziale zur Umsetzung der Energiestrategie 2050» untersuchen soll, und in das NFP 71 «Steuerung des Energieverbrauchs» (19 Projekte), das «nachfrageseitige gesellschaftliche Fragestellungen im Blick» hat. Es geht im Wesentlichen um die Behebung der erwähnten Schwachpunkte der neuen Energiepolitik: der fehlenden Speichermöglichkeiten und des fehlenden Willens in der Bevölkerung. «Die gleichzeitige Umsetzung der Energiestrategie 2050 und die zu erreichenden Klimaziele stellen das schweizerische Energiesystem vor grosse Herausforderungen», steht in der Pressemitteilung zur Lancierung der Programme. Die Probleme werden also unverhohlen eingestanden.

«Wie schaffen wir die Wende?»

Ob man diese lösen kann, ist allerdings mehr als fraglich. Das NFP 70 umfasst zwar auch Projekte, die auf seriöse und sinnvolle Technologieforschung schliessen lassen. Da geht es etwa um verbesserte Batterientechnik, um technische Optimierung der Fotovoltaik oder um Stromspeicherung über Luftkomprimierung. Bei letzterem Projekt handelt es sich gemäss Beschrieb um «das einzige gross angelegte Stromspeicherkonzept, das derzeit über das Potenzial verfügt, die Pumpspeicherkraftwerke in der Schweiz zu ergänzen» – ein Eingeständnis, dass es nebst dem Rückpumpen von Wasser in Stauseen heute keine andere brauchbare Speichertechnik gibt.

Doch die Pumpspeicherkraft kann die Stromversorgung nach einem Atomausstieg bei weitem nicht gewährleisten, und «Ergänzungen» wie die Luftkomprimierung in leerstehenden Tunneln und militärischen Kavernen lösen die Probleme schon gar nicht, sondern sind im besten Fall ein Tropfen auf den heissen Stein. An der Verbesserung der Batterientechnik wird weltweit zwar intensiv geforscht. Dennoch ist zu bezweifeln, dass hier bahnbrechende Durchbrüche anstehen, auf die die Energiewende angewiesen wäre. Etwas zusätzliche Batterieforschung im eigenen Land ändert daran nicht viel.

Beim NFP 71 fallen die vielen Worthülsen auf. Es gehe um eine «innovative Kommunikation mit den Stromverbrauchern», die diesen «Impulse geben» soll, liest man etwa. «Angesprochen werden ökonomische, rechtliche, politische, psychologische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Entwicklungen, welche das Ausschöpfen von Effizienz- bezie-

ungsweise Suffizienzpotenzialen fördern oder hemmen», heisst es in der Pressemitteilung. Das Soziologen-Geschwurbel zieht sich durch die Projektbeschreibungen. Es gehe um «komplexe, aber strukturierte politische Empfehlungen für die Erhöhung der Akzeptanz», liest man zum Projekt «Wie schaffen wir die Wende?» der Universität Bern. Hinter dem Projekt steht Professorin Isabelle Stadelmann-Steffen, die vor kurzem die direkte Demokratie als Hemmnis für die Entwicklung des Wohlfahrtsstaats bezeichnet hat.

Bei den Projekten des NFP 71 geht es immer mehr oder weniger um dasselbe: Die Bevölkerung soll auf Kurs gebracht werden. Sie soll Energie sparen, Verzicht üben und der neuen Energiepolitik nicht mit unerwünschten Urnenentscheiden im Wege stehen. Dass die meisten Projekte inhaltlich fast identisch sind, zeigen schon ihre Titel: Neben dem Projekt «Effizienter Energieverbrauch in Privathaushalten» werden etwa die Projekte «Energieeffizienz in Privathaushalten», «Verhaltensmechanismen beim Stromverbrauch in Privathaushalten», «Energiesparpotenziale in Haushalten von älteren Menschen» oder «Nachhaltige Lebensstile und Energieverbrauch» gestartet. Alle denkbaren Methoden, wie man Menschen beeinflussen kann, werden in Betracht gezogen: staatliche Informationskampagnen, Lenkung über Beratungsstellen,

«Rankings, Belohnungen und Wettbewerbe», Gruppendruck sowie preisliche Anreize und gezielte Veränderung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen.

Es gelte, «Modelle zu entwickeln, welche sicherstellen, dass der politische Wille im europäisch eingebetteten Schweizer Föderalismus wirksamer als bisher vollzogen werden kann», steht in der Ausschreibung des NFP 71 – als ob unser Land ein Demokratiedefizit hätte. In den Projektbeschreibungen ist von «Steuerungsmechanismen», «erfolgreicher Implementierung» oder «Etablierung von Gewohnheiten» die Rede. Was hier als Forschung unter den Etiketten Ökonomie, Psychologie und Soziologie daherkommt, ist die Suche nach den effizientesten Methoden der Indoktrination.

Resultat steht im Voraus fest

Die beiden Forschungsprogramme sollen gemäss Ankündigung Wissen hervorbringen, «welches die Politik und die Wirtschaft bei der Umsetzung der «Energiestrategie 2050» sowie bei der Erreichung weiterer energie- und klimapolitischer Ziele unterstützt». Bei wirklicher Wissenschaft müsste man jedoch offenlassen, ob deren Resultate dem angestrebten Zweck dienen oder nicht. Hier aber werden schon zu Beginn «umsetzungsreife Ergebnisse» angekündigt.

Die Liste der Projektverantwortlichen liest sich wie eine Tour d'Horizon durch das Personal, das an den Hochschulen seit Jahren durch vorbehaltlosen Support für die ökologische Wende auffällt – etwa Christophe Ballif von der ETH Lausanne, der Subventionen für unrentablen Sonnenstrom als «Unterstützung zur Marktfähigkeit» bezeichnet, oder Lucas Bretschger von der ETH Zürich, Koautor der Studie «Energiezukunft Schweiz», die der Energiepolitik des Bundes scheinbar das Siegel «wissenschaftlich geprüft» verlieh. Natürlich fehlt auch Irmi Seidl nicht, die eine Gesellschaft ohne Wachstum predigt, sowie Rolf Wüstenhagen, dessen Lehrstuhl an der Universität St. Gallen von einer Investmentfirma für erneuerbare Energie finanziert ist. Welche Forschungsvorhaben auch immer solche Leute anpacken, das Resultat steht im Voraus fest: Die Energiewende ist machbar, es braucht nur ein paar «Steuerungsmassnahmen».

Doch Physik bleibt Physik. Und staatliche Gehirnwäsche scheitert in einem demokratischen Staat meist. Jetzt, wo in der Wirtschaft nach der Aufhebung des Euro-Mindestkurses gröbere Probleme anstehen, zerbröckelt der politische Konsens für die Energiewende zunehmend. Die neuen Forschungsprogramme sind nicht mehr als eine teure Parfümwolke, um einer angemoderten Energiestrategie kurzfristig etwas Wohlgeruch zu verleihen. ○

Kochen können wir nicht.
Aber rund um Ihre Anlagen sorgt auch bei uns
ein Expertenteam für das beste Ergebnis.

Beratungstermin vereinbaren unter www.zkb.ch/anlagen

Unser Anlagenteam betreut Ihre Investitionen mit ausgewiesener Expertise, ganz nach Ihren individuellen Vorgaben. Unser Ziel ist Ihr nachhaltiger finanzieller Erfolg.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Volle Fahrt, volles Risiko

Er liebt alles, was heute verpönt ist: schnelle Autos, den Stierkampf und das Studium historischer Schlachten. Bei Wein und Zigaretten blickt der grosse Schweizer Verleger Egon Ammann auf sein Leben zurück. Es hört sich an wie ein Abenteuerroman. *Von Rico Bandle*

Über kaum einen Schweizer kursieren so viele Legenden wie über ihn. In Spanien sei Egon Ammann Liebesbote und Sekretär eines spanischen Stierkämpfers gewesen, in Istanbul habe ihn ein Multimillionär mit seiner wunderschönen Tochter vermählen wollen, und, wie die NZZ einmal schrieb, er habe das Manuskript des späteren Literaturnobelpreisträgers Wole Soyinka zufälligerweise in einem Papierkorb auf dem Flughafen London Heathrow entdeckt.

Mittlerweile ist Ammann 73 Jahre alt, hat zwei Herzinfarkte hinter sich und ist nach der Liquidation seines hochangesehenen Buchverlags 2010 mit seiner Frau von Zürich nach Berlin gezogen. Schriftsteller Thomas Hürlimann, der erste und wichtigste Autor des Ammann-Verlags, lobt seinen Freund und dessen Gattin Marie-Luise Flammersfeld noch immer bei jeder Gelegenheit, zuletzt wieder an der Verleihung des Alemannischen Literaturpreises: «Ich durfte das Abenteuer ihres Verlags aus nächster Nähe miterleben. Es war mindestens so spannend wie Egons Reise durch das wilde Kurdistan, als Kugeln aus kurdischen Flinten in den mitgeführten Goethe-Gesamtausgaben steckenblieben.»

Sicher ist: Egon Ammann gehörte über Jahrzehnte zu den schillerndsten und eigenwilligsten Persönlichkeiten im deutschsprachigen Literaturbetrieb. Aber was hat es mit all den Legenden und Abenteuer Geschichten auf sich? Ein Besuch in Berlin soll Klärung bringen. So viel vorweg: Nicht alles, was über ihn erzählt wird, hat sich tatsächlich so zugetragen – die Wahrheit ist oft noch spektakulärer.

Betrunken nach Istanbul

Wir treffen uns im «Manzini», einem italienischen Café in Berlin-Charlottenburg nahe des Kurfürstendamm, einem der Lieblingslokale Ammanns in seiner Wahlheimat. Der Verleger macht einen erschöpften Eindruck, es hat ihn offensichtlich grosse Anstrengung gekostet, hierherzukommen. «Sie wollen also meinen Nachruf schreiben», scherzt er. Anfangs ist er noch zurückhaltend, wiegelt ab, «die alten Geschichten interessieren mich nicht mehr», sagt er. Doch hat er einmal begonnen zu erzählen, funkeln seine Augen wie eh und je, alle Krankheiten, die Anstrengung, die Dutzende von Arztterminen in seiner Agenda sind plötzlich vergessen. Zwischendurch verlegt sich das Gespräch nach draussen. «Ich darf zwar nicht, aber ich rauche mit Freude», sagt er und lacht, aus tiefstem Innern. Nur mit dem Alkohol ist er

etwas vorsichtig geworden. Er, der sich selbst stolz als Trinker bezeichnet, hört nach dem ersten Glas bereits auf, wenn auch schwermütig. Es ist aber auch erst Mittag in Berlin.

Aufgewachsen ist Egon Ammann in Bern. Die Jugend verlief unbeschwert, doch wirklich gefallen habe es ihm in der Bundesstadt nie: Bern war ihm schlicht zu eng. Er brach das Gymnasium ab, später auch ein Studium, dafür machte er eine Lehre als Verlagsbuchhändler. Inmitten der Bücher fühlte er sich wohl, sie machten ihm den Duft der grossen, weiten Welt schmackhaft. Nach der Lehre konnte ihn nichts mehr in Bern halten. Sein erstes Ziel: Ankara. In der türkischen Hauptstadt sollte er einen Archäologen treffen, den führenden Forscher des Volks der Hethiter. Ammann hatte bereits alles eingefädelt, hätte bei Ausgrabungen als Hilfskraft mithelfen können – doch er kam nie in Ankara an.

Schon im Nachtzug in Richtung Sofia – dort wollte er einen Zwischenhalt einlegen – lernte er Leute mit guten Kontakten kennen. So fand er sich plötzlich als Gast des bulgarischen Ausserhandelsministers wieder, der einst Botschafter in der Schweiz gewesen war. Der Besuch geriet viel länger als vorgesehen, der junge Ammann bewegte sich in höchsten Kreisen, wurde vielerorts eingeladen, gab auch selbst viel Geld aus, bis er keins mehr hatte. Er schaffte es doch noch bis Istanbul, «in Volltrunkenheit», wie er sagt. Zu stolz, um bei den Eltern nach Geld zu fragen, schlug er sich mit Gelegenheitsjobs durch, bis er bei einer deutschen Buchhandlung einen Job erhielt. Er nahm die Geschicke des Ladens rasch in die Hand: Wo bisher in erster Linie Unterrichtsbücher für die deutsche Schule vertrieben wurden, gab es

plötzlich ein interessantes Angebot an Gegenwartsliteratur.

In diese Zeit fällt die von Hürlimann erwähnte Reise ins Kurdengebiet. Nachdem in Deutschland der Insel-Verlag angekündigt hatte, eine neue Goethe-Gesamtausgabe herauszubringen, schrieb Ammann sämtliche deutschen Gemeinschaften und Institutionen in der Türkei, in Syrien, im Libanon, im Iran und im Irak an, worauf die Buchhandlung mit Bestellungen überhäuft wurde. Ammann brachte die bestellten Schuber höchstpersönlich zu den Abgabestellen in der Region. Über das Schwarze Meer fuhr er in die osttürkische Stadt Van, dann an

«Ich darf zwar nicht, aber ich rauche mit Freude.»

die Grenze zu Syrien, wo er bei Mustafa Barzani eingeladen war, dem Anführer der Kurden im Nordirak. «Plötzlich hat es heftig geknallt, es kamen Geschosse, ich legte mich auf den Boden, hatte eine Heidenangst, blieb aber unverletzt», erzählt er. Wer die Angreifer gewesen waren, wisse er bis heute nicht genau; entweder rivalisierende Kurden oder die irakische Armee. Ein Granatsplitter durchbohrte das Auto und blieb tatsächlich in einer Goethe-Ausgabe stecken. Er schickte den Schuber zurück an den Verlag, wodurch sich die wunderbare Legende verbreitete, Goethe habe Ammanns Leben gerettet.

Mit seiner höchst charmanten Kombination aus Scharfsinn und Geselligkeit ist Ammann in jeder Tischrunde Garant für einen unterhaltsamen Abend. Das hat sich jeweils rasch herumgesprochen. Wo er sich gerade aufhielt, immer fand er sofort Zugang zu wichtigen Persönlichkeiten des gesellschaftlichen und intellektuellen Lebens, aber auch zu Leuten mit Macht und Geld. So war er in Istanbul auch mit einem der reichsten Grossgrundbesitzer befreundet, einem Griechen, der ihm nicht nur den Kontakt zu Athinagaros ermöglichte, dem Patriarchen von Konstantinopel («Ein grossartiger, eindrücklicher Mensch»), der vermögende Geschäftsmann wollte ihn auch gleich mit seiner wunderschönen Tochter Sophia vermählen.

Der Grossgrundbesitzer hatte Angst, enteignet zu werden – zu Recht, wie sich einige Jahre später zeigen sollte. Zu jener Zeit war eben Ministerpräsident Adnan Menderes vom Militär gestürzt und hingerichtet worden, nun droh-



1000 Bücher: mit Gattin Marie-Luise, 1981.



Faszination für das Archaische: Verleger Ammann.

ten in der Türkei wieder Pogrome gegen Armenier und Griechen. Die Heirat der Tochter mit einem Schweizer und die Übertragung des Besitzes sollten die Enteignung verhindern. Eine leichte Wehmut ist Egon Ammann anzusehen, wenn er davon erzählt. «Ich könnte ein reicher Mann sein», sagt er. Er habe es aber nicht übers Herz gebracht, zuzusagen, obschon er von Sophia sehr angetan gewesen sei. Doch zu Hause wartete seine Verlobte, mit der er seit eineinhalb Jahren keinen Kontakt mehr gehabt hatte.

Zurück in der Schweiz, heiratete er und gründete seinen ersten Buchverlag, den Kandelaber-Verlag. Die Ansprüche waren schon damals hoch – seine Literatur sollte Kunst sein. Zu den heute noch bekannten Kandelaber-Autoren gehörte Gerhard Meier, den grössten Erfolg hatte er aber mit Mani Matter, dessen erstes Büchlein, «Us emene lääre Gygechaschte», er 1969 publizierte. Matter und Ammann blieben enge Freunde, bis zum Unfalltod des Liedermachers. Ein Bestseller reichte aber nicht: 1972, nach fünf Jahren, musste

Ammann den Verlag liquidieren, parallel dazu geriet auch die Ehe in Schwierigkeiten, es folgte die Scheidung.

Unterwegs mit dem Torero

Ammann war wieder offen für Neues und voller Tatendrang. Er wollte in den spanischsprachigen Buchmarkt einsteigen, mit Schwerpunkt Südamerika. Um das Marktumfeld kennenzulernen, arbeitete er zum Nulltarif für einen renommierten Verlag in Barcelona – und widmete sich einer seiner grossen Leidenschaften: dem Stierkampf. Wann immer möglich, besuchte er die Corridas. Bei einem Kampf in Madrid lernte er den aufstrebenden Matador Pedro Gutiérrez Moya kennen, bekannt unter dem Künstlernamen «Niño de la Capea». Ammann reiste mehrere Wochen mit ihm als Peon (Diener) durch das Land, eine seiner Aufgaben bestand darin, für den Arenahelden die Liebespost zu beantworten. «Wir hatten 32 Kämpfe in dreissig Tagen, es war fantastisch», schwärmt Ammann. Klar, Hemingway hatte seinen Anteil daran, die

Faszination für den Stierkampf entstammt bei Ammann in erster Linie aber der Welt der Mythologie. Die Auseinandersetzung mit Leben und Tod, die Eleganz des Kampfes, die rauen Männer, die im Angesicht lebender Tötungsmaschinen zu Künstlern werden – das alles hinterliess bei ihm einen bleibenden Eindruck.

Die Faszination für das Archaische, für Grenzsituationen kommt auch in seiner Leidenschaft für schnelle Autos und historische Schlachtfelder zum Ausdruck. Mit dem Eisenplastiker Jean Tinguely reiste er über viele Jahre von einem Formel-1-Rennen zum nächsten. Schon als Kind, als auf der Bremgartenstrecke in Bern noch Formel-1-Rennen gefahren wurden, war er jeweils mit Begeisterung dabei. «Der argentinische Formel-1-Meister Juan Manuel Fangio hat mir einmal mit der Hand über den Kopf gestrichen», erzählt er noch immer mit kindlichem Stolz. Als er vor zwei Jahren ans 24-Stunden-Rennen von Le Mans ging, war er allerdings enttäuscht: «Die Autos heute sind zwar blitzschnell, machen aber gar keinen

Lärm mehr. Die rattern nur noch wie Nähmaschinen, das ist nichts.»

Selber fuhr er immer einen Lancia – mit grosser Freude. Schriftsteller Thomas Hürlimann erzählte kürzlich in der *Berner Zeitung*, was passieren kann, wenn man sich bei Ammann auf den Beifahrersitz wagt: «Einmal kamen wir nachts an die geschlossene Barriere vor dem Susten. Es schneite, die Strasse war kaum noch zu sehen, aber Egon sagte: «Mach die Barriere hoch, das gilt nicht für uns.» Dann brauste er los – wie ich nach der vierten oder

Mit Unselde verstand sich Ammann hervorragend, nicht zuletzt wegen des Hangs zum Alkohol.

fünften Kurve merkte, mit Sommerpneus. Die Fahrt war halbsbrecherisch, denn um durch den Schnee zu kommen, musste Egon ein viel zu hohes Tempo fahren. Auf der Passhöhe hielten wir an und standen mitten in der weissen stillen Nacht unter einem grandiosen Sternenhimmel.» Volle Fahrt, volles Risiko und dabei die gute Laune bewahren, das steht für Ammanns Leben insgesamt.

Noch in Spanien, in der Nähe von Sevilla, erreichte Ammann ein Brief von Siegfried Unselde, dem legendären Suhrkamp-Verleger. Unselde wollte ihn für den Schweizer Ableger seines Verlags gewinnen. Mit Unselde verstand sich Ammann hervorragend, nicht zuletzt auch wegen des gemeinsamen Hangs zum Alkohol. Er sagte zu.

Dank Hürlimann zum eigenen Verlag

Bei Suhrkamp zu arbeiten, war eine dankbare Aufgabe: Der legendäre Verlag war der Ort der Sehnsucht für jeden deutschsprachigen Autor. Ausser für einen. Schriftsteller Thomas Hürlimann wollte nicht dorthin. Ihm widerstrebte der Grossverlag. Aber er wollte zu Ammann. Das gab Egon Ammann und seiner zweiten Frau, Marie-Luise Flammersfeld, den Anstoss, ihr langgehegtes Ansinnen in die Tat umzusetzen: einen eigenen Verlag zu gründen. 1981 ging es mit Hürlimanns Erzählband «Die Tessinerin» los, rund tausend verschiedene Bücher folgten in den nächsten 29 Jahren, in denen der Ammann-Verlag Bestand hatte.

Egon Ammann stellte enorm hohe Ansprüche an sich selbst. Die Kritiker waren meist des Lobes voll für sein Programm, das dem Leser die weite Welt näherbrachte, jenseits jeglichen Quotendenkens. Auch afrikanische und südamerikanische Autoren waren dabei, unter anderen der spätere nigerianische Nobelpreisträger Wole Soyinka. Dass er dessen Manuskript in einem Papierkorb im Flughafen Heathrow entdeckt haben soll, bleibt aber eine Legende. Auf Soyinka war Ammann schon während seiner Zeit bei Suhrkamp aufmerksam geworden. Der Ursprung der Heathrow-Legende



«Mach die Barriere hoch»: im Studierzimmer, 1963.



Hohe Ansprüche: Bundesverdienstkreuz, 2001.



Grandiose Projekte: mit Muschg, Hürlimann, 2010.

liegt bei einer zufälligen Begegnung mit dem somalischen Autor Nuruddin Farah, einem der grössten Schriftsteller Afrikas. Ammann hatte gerade dessen Manuskript auf den Knien, als sich die beiden, die sich vorher noch nie gesehen hatten, in dem Riesenflughafen begegneten. Vor lauter Aufregung rutschte das Manuskript in den Papierkorb.

Immer mal wieder hatte Ammann auch Bestseller im Angebot. Das meistverkaufte Buch in

der Verlagsgeschichte war Eric-Emmanuel Schmitts «Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran», das später mit Omar Sharif in der Hauptrolle verfilmt wurde. Wirklich rentabel war der Verlag aber kaum je, zu gerne stürzte sich der Verleger in grandiose, manchmal auch an Grössenwahn grenzende Projekte wie die Neuübersetzung von Dostojewskis «Verbrechen und Strafe» oder des Gesamtwerks von Fernando Pessoa.

Prekäre finanzielle Lage

Mit seiner gewinnenden Art schaffte es Ammann aber immer wieder, Investoren zu finden, die die Löcher stopften. Volkart-Erbe George Reinhart war der wichtigste Geldgeber, Holtzbrinck-Mitinhaberin Monika Schoeller kam später dazu. Böse Zungen sagen, Ammann habe insgesamt dreissig Millionen Franken verbraten. Er streitet die Zahl vehement ab, zeitweise habe der Verlag durchaus Gewinne erzielt. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schrieb einmal von je rund einer halben Million Franken Verlust in den letzten Geschäftsjahren. Jedenfalls war 2010 Schluss, einerseits wegen des Gesundheitszustands Ammanns, andererseits auch wegen der prekären finanziellen Lage.

Ammanns Fundus an Geschichten aus seinem Leben scheint unerschöpflich – und alles schildert er mit einer Begeisterung, als sei es erst gestern passiert, egal, ob er über seine Privataudienz bei Papst Johannes Paul II. erzählt («Ein eindrücklicher Mann»), von der Topografie von Schlachtfeldern oder von Stefano D'Arrigos Monumentalwerk «Horcynus Orca», das in diesen Tagen auf Deutsch herauskommt. Die Übersetzung von «Horcynus Orca» – ein 1400-Seiten-Wälzer, der lange als unübersetzbar galt – hat Ammann noch als Verleger angestossen. Es ist sein letztes Buchprojekt – und kein Superlativ ist gross genug, wenn er darüber spricht. Er stellt das Werk auf eine Ebene mit Proust, Musil oder Joyce. Es sei «eine Sensation, eine Bombe, fantastisch». In den nächsten Wochen kommt es im S.-Fischer-Verlag heraus.

Es ist nicht nur seine überbordende Energie, seine Leidenschaft für die Sache, die die ausserordentliche Persönlichkeit Ammanns ausmacht. Er gehört zu jener aussterbenden Generation von Intellektuellen, die sich noch genüsslich jenen Freuden des Lebens zuwenden, die heute als verpönt gelten, da politisch unkorrekt: Nicht nur bei der Autofahrt über den Susten oder beim Rotweintrinken, auch im Denken ignoriert er jegliche Barriere.

Wir verlassen das Lokal in den viel zu warmen Berliner Winter, erst da zeigt sich wieder die Anstrengung in seinem Gesicht. Die Schwäche seines Körpers möchte so überhaupt nicht zu dem hellwachen Geist passen. Er witzelt, er werde bald in den brandenburgischen Sand beißen, vorher müsse er seine 20 000 Bücher loswerden, das sei er seiner Frau noch schuldig. Und macht sich langsamen Schrittes davon. ○

Chronische Beisshemmung

Trotz mehrerer Rüffel durch das Bundesstrafgericht weigerte sich die Bundesanwaltschaft jahrelang, ernsthaft gegen Widmer-Schlumpfs Chefjuristen Daniel Roth zu ermitteln. Jetzt haben die höchsten Richter ein Machtwort gesprochen: Der Chefbeamte muss angeklagt werden. *Von Alex Baur*

Esgibt sie doch, die Gerechtigkeit – auch wenn sie manchmal lange auf sich warten lässt. Wenn Strafverfolger gegen Chefbeamte vorgehen sollten, kann es sogar sehr lange dauern. Seit über sieben Jahren prozessiert Cornelia Stierli, eine einfache Sekretärin aus dem Kanton Zug, nunmehr gegen die Beamtschaft des Bundes. Zuerst auf kantonaler und später auf Bundesebene hat sie eine Strafuntersuchung gegen die selbstherrlichen Chefbeamten der Finanzaufsichtsbehörde (Finma) erzwungen. Der Aufwand war allerdings enorm.

Letzte Woche hat Stierli vor Bundesstrafgericht wieder recht bekommen, zum vierten Mal: Die Bundesanwaltschaft muss nun entweder eine Anklage oder einen Strafbefehl erlassen gegen drei Spitzenbeamte des Bundes, wegen Amtsmissbrauchs beziehungsweise Veruntreuung im Amt. Bei zwei der Betroffenen handelt es sich um Topshots der Bundeshierarchie: David Wyss sitzt in der Geschäftsleitung der Finma, der Mitangeschuldigte Daniel Roth ist in der Zwischenzeit sogar zum Chefjuristen von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) avanciert.

Selbstherrliche Ermittler der Finma

Die Geschichte nahm ihren Lauf am 19. November 2007, als Ermittler im Auftrag der Bankkommission (EBK, heute Finma) in Zug überfallartig die Büros des Treuhandbüros Swiss Financial Partners (SFP) stürmten. Was an der Sache dran war, ist umstritten. Die Finma verweist auf eine Verfügung vom Januar 2008, mit der die SFP wegen unerlaubter Bankengeschäfte gerügt wurden. Zwei Jahre später entlastete das Finanzdepartement (EFD) den Treuhänder allerdings von sämtlichen strafbaren Vorwürfen. Tatsache ist: Die Treuhandfirma ging nach der monatelangen Sperrung sämtlicher Unterlagen und Konten durch die Finma in Konkurs.

Während der Treuhänder resignierte, reichte Cornelia Stierli, seine Sekretärin, Strafanzeige gegen den Chefermittler der EBK ein, wegen tätlicher Übergriffe bei der überfallartigen Hausdurchsuchung. Stierli musste das Verfahren und später auch die Anklage gegen den rabiaten Ermittler bei der Staatsanwaltschaft in Zug mit diversen gerichtlichen Verfügungen richtiggehend erzwingen («Wildwest-Methoden bei der Finma», *Weltwoche* Nr. 32/11). Als die Anklage nach den trölerischen Abwehrmanövern der Zuger Staatsanwaltschaft endlich stand, war die Sache verjährt. Immerhin hielt das Bundesgericht später nach

jahrelangem Kampf fest, dass die Anklage berechtigt war, und brummte dem Finma-Ermittler sämtliche Verfahrenskosten auf.

Private Auslagen aus Konkursmasse

Nun stellte Cornelia Stierli aber fest, dass sich der Ermittler, und zwar mit dem Segen der Finma, aus der Konkursmasse der SFP bereits mit 30 000 Franken bedient hatte, um privat gegen sie zu prozessieren. Es handelte sich dabei um Lohngehälter, die den ehemaligen Angestellten der konkursiten Treuhandfirma zugestanden hätten. Nun verlagerte Stierli ihren Kampf um Gerechtigkeit gegen die Finma. Am 8. Februar 2011 reichte sie über ihren Anwalt Manuel Brandenburg bei der Bundesanwaltschaft Anzeige wegen Amtsmissbrauchs und Veruntreuung ein, gegen unbekannt.

Dass sie in ein politisches Wespennest stiess, konnte Stierli damals noch nicht wissen. Die Namen der verantwortlichen Finma-Chefbeamten, welche die Zahlung der 30 000 Franken autorisiert hatten, waren ihr gar nicht bekannt. Es handelt sich um David Wyss, Matthias Hebeisen und Daniel Roth. Roth hatte zwischenzeitlich ins Finanzdepartement gewechselt – als Chefjurist von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf. Eine Konstellation, die zu Verschwörungstheorien einlädt. Anwalt Brandenburg politisiert bei der SVP, der auch

Stierli im Lauf der Verfahren beitrug. Bei der Bundesanwaltschaft versuchte man, Stierli mit dem gleichen Spielchen zu zermürben, das sie schon in Zug erlebt hatte. Statt zu ermitteln, wimmelten die Strafverfolger ihre Anzeige mit einer «Nichtanhandnahme» ab. Stierli stierte die Eröffnung des Verfahrens mit Verfügung des Bundesstrafgerichtes durch. Fast ein Jahr ging ins Land, bis sich die Bundesermittler bequemten, die Angeschuldigten auch nur einzuvernehmen. Ein weiteres Jahr verstrich, bis die Bundesanwaltschaft das Verfahren im Januar 2013 erneut einstellte. Erneut rief Stierli das höchste Bundesstrafgericht an, erneut bekam sie recht. Doch das Katz-und-Maus-Spielchen ging weiter. Nach einem weiteren Jahr reiflichen Überlegens stellte die Bundesanwaltschaft das Verfahren mit Verfügung vom 19. Mai 2014 erneut ein. Und wieder ging Stierli ans Bundesstrafgericht.

Und wieder mit Erfolg. Das neuste Urteil des Bundesstrafgerichtes vom 14. Januar 2015 lässt keinen Spielraum mehr für Trölereien offen: Die Bundesanwaltschaft muss nun entweder Anklage gegen die Spitzenbeamten erheben oder eine Strafverfügung erlassen. Die Finma mochte dazu inhaltlich keine Stellung nehmen, legt aber Wert auf die Feststellung, dass die 30 000 Franken zwischenzeitlich an ihren rechtmässigen Besitzer zurückbezahlt wurden. ○



Kampf um Gerechtigkeit: Sekretärin Stierli.



Vorwurf Amtsmissbrauch: Chefjurist Roth.

Italiens Hoffnung, Italiens Pech

Matteo Renzi sieht sich selbst als italienischen Tony Blair, der sein Land und seine Partei entschlossen aus der Erstarrung herausreißt. Als er vor einem Jahr Ministerpräsident wurde, versprach er Reformen innert hundert Tagen – mittlerweile setzt er seine Mission auf tausend Tage an. *Von Nicholas Farrell*

Seit November 2011, als Silvio «Bunga Bunga» Berlusconi in einer von Brüssel und Berlin betriebenen Palastrevolte abgesetzt wurde, hat Italien keinen gewählten Ministerpräsidenten mehr. Matteo Renzi, der das Amt seit fast einem Jahr bekleidet, ist der dritte nicht gewählte italienische Premier in Folge. Der ehemalige Bürgermeister von Florenz schaffte den Sprung an die Spitze seiner Partei, des postkommunistischen Partito Democratico (PD), und wurde mit 39 Jahren Ministerpräsident, ohne irgendwelche landespolitischen Erfahrungen mitzubringen. Am 11. Januar feierte er seinen 40. Geburtstag.

Matteo Renzi, der hierzulande den Spitznamen «Der Verschrotter» weg hat, gibt sich gern als italienischer Tony Blair, der fest entschlossen ist, seine Partei und die Nation aus der Erstarrung herauszureißen. Er liebt Fernsehauftritte und ist überhaupt öfter in TV-Studios zu sehen als im Parlament. Wie alle italienischen Spitzenpolitiker leidet er an chronischer verbaler Inkontinenz.

Anfänglich sprach er von hundert Tagen, die er benötigen werde, inzwischen setzt er seine Mission auf tausend Tage an. Er verspricht viel und hält wenig.

Viel Gerangel

Zwei Reformen braucht Italien ganz besonders: erstens die der Arbeitsgesetze, die praktisch Unkündbarkeit garantieren, so dass Betriebe nicht daran interessiert sind, feste, unbefristete Stellen anzubieten; und zwei-

Wenn Frankreich der kranke Mann Europas ist, dann ist Italien der sterbende Mann Europas.

tens die des Wahlrechts, das dafür verantwortlich ist, dass die stärkste Partei (und sei die Stimmenmehrheit noch so dünn) automatisch die parlamentarische Mehrheit bekommt.

Die erstgenannte Reform konnte Renzi unter viel Gerangel durchbringen, was dazu führte, dass seine eigene Partei nun vor der Zerreißprobe steht. Bei der alten Garde des Partito Democratico ist Renzi noch unbeliebter als bei der Opposition. Um im Parlament überhaupt etwas zu erreichen, stützt er sich sogar auf Berlusconis rechtskonservative Forza Italia. Mit deren Hilfe konnte er unlängst einen kleinen Erfolg erzielen: 35 000

Änderungsanträge zu seiner Wahlrechtsreform wurden abgewiesen. Und nun müssen die beiden Kammern einen neuen Staatspräsidenten wählen (dessen Rolle zwar weitgehend symbolisch, in so krisenhaften Zeiten aber sehr bedeutsam ist).

In der letzten Woche verkündete Mario Draghi, der italienische Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), sein Programm einer quantitativen Lockerung (QE), das den Konsum in der schwächelnden Euro-Zone ankurbeln soll – gegen den Widerstand der Deut-



Verspricht viel, hält wenig: Premierminister Renzi im Innenhof seines Amtssitzes Palazzo Chigi.

schen mit ihrer Angst vor Inflation und Verschuldung. Das ist – geldpolitisch gesehen – ein erster Triumph des Romanischen über das Germanische. Die meisten Beobachter ausserhalb der Euro-Zone sind jedoch skeptisch: «Zu wenig, zu spät», lautet ihr Befund. So wies Jeremy Warner im Londoner *Daily Telegraph* darauf hin, dass die US-Notenbank gleich zu Beginn der Krise massenhaft Geld – im Umfang von rund 25 Prozent des amerikanischen Bruttoinlandsprodukts (BIP) – in den Markt gepumpt und die Bank of England auf vergleichbare Weise reagiert habe. Der Anleihekauf der EZB bewegt sich mit etwa 3 Prozent des BIP auf einem deutlich niedrigeren Niveau. Hinzu

kommt, dass die EZB nur 20 Prozent der Haftung übernehmen wird, die übrigen 80 Prozent sollen auf die einzelnen Notenbanken der Euro-Zone entfallen. Es wird interessant sein, zu sehen, wie das den Deutschen schmecken wird. Ich habe den Verdacht, dass man in Bälde nicht mehr von einem «Grexit», sondern einem «Dexit» sprechen wird!

Seit Berlusconi's Abgang geht es bergab

Die deutsche Lösung (umfangreiche Hilfskredite als Gegenleistung für Austerität, also strenge Sparmassnahmen und Strukturreformen) mag den Euro kurzfristig gerettet haben, aber die Südeuropäer hat es zu einer permanenten Rezession verurteilt. Die Euro-Zone ist in einer hoffnungslosen Situation.

Wenn Frankreich der kranke Mann Europas ist, dann ist Italien der sterbende Mann Europas. Seit Berlusconi's Abtritt ist es immer weiter bergab gegangen mit dem Land, was nur beweist, wie verlogen die hysterische Hetzjagd der Medien auf ihn war. Die Staatsverschuldung ist seit 2011 um 10 Prozent gestiegen und beträgt nun 132 Prozent des BIP, das ist die dritthöchste Quote weltweit. Die offizielle Arbeitslosigkeit liegt bei 13,4 Prozent (über 3 Millionen) und steigt weiter, die Jugendarbeitslosigkeit beträgt sogar 45 Prozent.

Aber die reale Arbeitslosigkeit ist viel grösser, weil der Staat notleidende Betriebe unterstützt, damit sie in der Rezession niemanden entlassen müssen (rund 500 000 Menschen beziehen Kurzarbeitergeld), das heisst, die reale Arbeitslosigkeit dürfte bei zirka 20 Prozent liegen. Nur 58 Prozent der Italiener im arbeitsfähigen Alter sind beschäftigt, verglichen mit durchschnittlich 65 Prozent in den Industrieländern. In den letzten fünf Jahren ist die Wirtschaft um 9,1 Prozent geschrumpft. Und die Steuerlast, womöglich die höchste weltweit (die Zeitung *Il Sole 24 Ore* bezifferte die Gesamtsteuerbelastung für italienische Unternehmen kürzlich auf 68 Prozent), steigt unvermindert an.

Das Einzige, was sich in den letzten zwölf Monaten eindeutig verändert hat, ist der Umstand, dass Ministerpräsident Renzi erkennbar zugenommen hat. Er ist ein eifriger Sportler, war früher sogar halbprofessioneller Fussballschiedsrichter, konnte aber kein professioneller Referee werden, weil er als zu pummelig galt. Neulich, während der Winterferien in Courmayeur (wohin er sich mitsamt Familie im Regierungsjet fliegen liess), fuhr er einen anderen Skifahrer über den Haufen, hielt aber nicht an, um dem Ärmsten zu helfen, sondern raste einfach weiter.

In Davos hielt er eine leidenschaftliche Rede, in der er die Unternehmer der Welt in seinem grauenhaften Englisch dazu aufrief, in Italien zu investieren. «Wir sind kein Museum», sagte er. «Machen wir unser Land zum Innovationslabor Europas.»

Aber wie Gianluigi Paragone in der Mailänder Zeitung *Liberio* schrieb: «Italien ist Kunst, Kultur, Landschaft. Italien ist Geschichte. Italien ist Essen. Italien ist kein Innovationslabor, denn angesichts der Produktionskosten, der Steuern, der Bürokratie, der Korruption und vor allem der gnadenlosen Konkurrenz macht es wenig Sinn, mit pathetischen englischen Schlagwörtern aufzutrompfen (...) Um ein Innovationslabor zu sein, braucht es einen Staat, der Verbündeter und Komplize ist und kein Feind. Renzi träumt davon, der Ministerpräsident einer Nation von neuen Steve Jobs zu sein, aber er vergisst, dass ein italienischer Jugendlicher, der in einer Garage die ersten Schritte in diese Richtung unternimmt, den Besuch eines Beamten zu gewärtigen hat, der ihm einen Strich durch die Rechnung macht.»

Renzi verwendet sehr gern englische Wörter, als ob er damit demonstrieren wollte, dass er wahnsinnig kompetent ist und modern denkt. Seine Arbeitsmarktreform beispiels-

«Um ein Innovationslabor zu sein, braucht es einen Staat, der Verbündeter ist und kein Feind.»

weise trägt die Bezeichnung «Jobs Act». Um Italien zu reformieren, reicht es aber nicht, einem Gesetz einen englischen Namen zu geben. Italien muss dringend an Haupt und Gliedern reformiert werden, was angesichts der politischen Verhältnisse ein grosses Problem ist.

Renzi, das zweite von vier Kindern, ist Sohn eines toskanischen Unternehmers. Er studierte in Florenz Jura, versuchte sich als Journalist, arbeitete nach dem Studium aber hauptsächlich in der väterlichen Firma. Seine politische Karriere begann der gläubige Katholik Renzi als Christdemokrat, um sich dann Romano Prodis linkskatholischem Bündnis L'Ulivo anzuschliessen, aus dem der postkommunistische PD hervorging. 1999 heiratete er die Gymnasiallehrerin Agnese Landini, mit der er drei Kinder hat (zwei Söhne, eine Tochter).

Keine mächtige Opposition

Italiens «grosse Hoffnung» kann von Glück reden, dass Berlusconi nicht mehr der Jüngste ist und (nach seiner Verurteilung wegen Steuerbetrugs) bei Wahlen nicht kandidieren darf und dass der Komiker Beppe Grillo, dessen Partei Cinque Stelle bei den letzten Wahlen 2013 besser abschnitt als jede andere Partei, inzwischen immer weniger Rückhalt in der Bevölkerung hat. Zwar bietet Renzis eigene Partei ein Bild der Zerrissenheit, aber faktisch gibt es keine mächtige Opposition. Italien hat wirklich Pech. Man könnte sogar sagen, dass das Land vom Unglück geradezu heimgesucht wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork





«Klarmachen, dass die Mitgliedschaft im Euro etwas kostet»: AfD-Vorstand Lucke.

Ausbruch aus der Nische

Die Wahlen in Griechenland und der EZB-Entscheidung, den Geldmarkt zu fluten, erinnern daran, dass der Euro das Kernthema der Alternative für Deutschland ist. Doch reicht das? Hat die Partei überhaupt eine politische Vision? Eine Audienz bei AfD-Chef Lucke. *Von Wolfgang Koydl*

Politisch läuft es in letzter Zeit eher durchwachsen für Bernd Lucke. Der eigene Vorstand muckt gegen ihn auf, an der Basis grollt und brodeln es, und vom Bundesparteitag seiner Alternative für Deutschland (AfD) am kommenden Wochenende in Bremen erwarten auch wohlwollende Anhänger besonders eines: Chaos. Vor allem aber ist die neokonservative Partei seit Wochen auf unvorteilhafte Weise in die emotionale Debatte um die Dresdner Pegida-Bewegung verstrickt. Die «Altparteien», wie Lucke sie nennt, und die sogenannte Mainstream-Presse haben die Gelegenheit nicht verstreichen lassen, die AfD in einer Schmutzlecke mit Glatzen, Hooligans und Neonazis abzustellen.

Zum Teil war dieses Bild selbstverschuldet. Einige Parteiführer wie die Vorsitzenden in Brandenburg und Dresden gingen auf die Pegidisten zu. Andere wie der frühere Arbeitgeberpräsident Hans-Olaf Henkel gingen gezi-

diert auf Distanz. Auch manch anderen Wirtschaftsliberalen in der Partei ging das Geplänkel mit den «Patriotischen Europäern» zu weit. Ob deshalb ein Massenexodus von Mitgliedern droht, wie die *Frankfurter Allgemeine* orakelte, ist freilich fraglich.

Neunmalkluger Professor

Dennoch konnte Lucke dankbar sein für die beiden wichtigsten Nachrichten der letzten Woche: den Wahlsieg des Marxisten Alexis Zypas in Griechenland und die Entscheidung der Europäischen Zentralbank (EZB), die Volkswirtschaft mit mehr als einer Billion Euro zu fluten. Beide Ereignisse lenkten zum einen von den Pegida-Parallelen ab und erinnerten daran, dass das Kernthema der AfD nicht Islamisierung und Zuwanderung, sondern stets die Kritik am Euro war. Zum anderen erlaubten sie es dem 52-jährigen Lucke, darauf hinzuweisen, dass er mit seinen War-

nungen und Vorhersagen ziemlich richtiglag. Unter dem Strich: Der Euro ist ein teures Fehlkonstrukt.

Wie fühlt man sich, wenn man recht behält? Im Gespräch mit der *Weltwoche* hält sich Lucke bedeckt. «Wir fühlen uns bestätigt», meint er vorsichtig und vermeidet jeden Hinweis darauf, dass er recht behalten hat: «Rechthaber erinnert zu sehr an Besserwisser», sagt er. Und dieser Ruf hängt dem mitunter ziemlich neunmalklug wirkenden Ökonomeprofessor ohnehin schon an. Dann vielleicht eher einen Neologismus – der «Rechtbehalter».

Für Griechenland empfiehlt er, was auch der künftige Premierminister Zypas anstrebt: einen Schuldenschnitt. Denn das Geld, das man Athen hinterhergeschmissen hat, sei ohnehin verloren. Doch die Überraschung über diese Grossmut Luckes legt sich schnell: «Wenn wir jetzt endgültig darauf verzichten, muss Griechenland im Gegenzug den Euro

verlassen», meint er. Und ausser den Hellenen hat Lucke weitere Kandidaten für einen Euro-Exit im Blick: «Portugal, Spanien, Italien und vielleicht auch Frankreich.» Und wenn die nicht freiwillig gehen? «Wir können niemanden aus dem Euro hinauswerfen», gibt er zu, und es klingt durchaus bedauernd. «Aber wir können klarmachen, dass die Mitgliedschaft im Euro etwas kostet.» Man müsse nur bestehendes EU-Recht umsetzen, das auf dem «Prinzip des Nichtbestandes» beruhe: Jeder haftet für sich allein. «Dann», so ist Lucke sicher, «gäbe es einen Anreiz auszutreten beziehungsweise Reformen anzupacken.»

Das ist der Professor Lucke, den viele Deutsche lieben und dessentwegen sie seine Partei ins Europaparlament und in die Landtage von Brandenburg, Sachsen und Thüringen katalpultierten. Ein leibhaftiger Akademiker, der weiss, wovon er spricht, und der genauso über das europäische «Blechgeld» denkt wie man selbst. Deutschland ist nie wirklich mit dem Euro warm geworden, und dass die ungeliebte Währung nun ausgerechnet von dem Italiener Mario Draghi zu einer Art von Lira-Wiedergänger weichgekocht wird, löst Empörung, Bestürzung und mitunter nackte Angst aus.

Doch wofür steht die AfD sonst noch? Wie sind ihre Ansichten zur Sozial-, Bildungs-, Energie- oder Verkehrspolitik? Das Parteiprogramm verrät ein paar dünne Hinweise, viel schlauer wird man daraus nicht. Und die Sache mit dem Euro hat die AfD zwar erklärt, aber wie halten es die Alternativler grundsätzlich mit der Europäischen Union? Bundesstaat oder Staatenbund? Oder doch nur glorifizierte Freihandelszone, wie die britischen Tories, ihre Verbündeten im EU-Parlament, dies wünschen? Und noch grundsätzlicher gefragt: Hat die Partei, hat ihr Chef Lucke so etwas wie eine Vision?

Draghi die Leviten lesen

Um es vorwegzunehmen: Visionen passen zu dem nüchternen, norddeutschen Protestanten Lucke wie Kaviar zu einem Matjesbrötchen. Er ist, obwohl er das politische Handwerk erstaunlich schnell erlernt hat, in erster Linie Wissenschaftler geblieben. Genau dies aber stört einen seiner Stellvertreter, den Ex-Journalisten Konrad Adam: «Politik ist mehr als Wissenschaft, und Wissenschaft ist mehr als Wirtschaftswissenschaften», ätzt der frühere FAZ-Redaktor im Gespräch mit der *Weltwoche*. Im Beirat der Partei, fährt er fort, sässen ausschliesslich Wirtschaftsexperten. «Ich will versuchen, das zu ändern», fügt er hinzu. Sehr zuversichtlich klingt er nicht.

Lucke fühlt sich sichtlich am wohlsten auf dem Feld der Nationalökonomie. Er hat nicht die geringsten Skrupel, EZB-Chef Draghi die Leviten zu lesen – mit dem zwischen Resignation und Herablassung schwankenden Habitus eines Professors gegenüber einem be-

sonders begriffsstutzigen Studenten. Der Beschluss, Staatsanleihen quasi wie mit dem Staubsauger vom Markt zu räumen, sei «ein reiner Verzweiflungsakt» gewesen, sagt Lucke leise. Damit werde die Konjunktur bestimmt nicht anspringen. Ihm gelingt das Kunststück, überzeugend zu zetern, ohne die Stimme zu heben. «Auf Teufel komm raus den Euro retten zu wollen, war nie der richtige Weg», rügt er. «Die ganze Retterei ist doch gerade das Fatale. Denn sie ermutigt die Krisenländer, im Euro zu bleiben.»

Partei-Vize Adam hat durchaus Respekt vor der Expertise des Frontmannes. Aber er sieht darin auch eine Gefahr: «Die Monothematik der AfD macht mir Sorge», gesteht er. «Sie war nie richtig.» Wenn die Partei breite Wählerschichten ansprechen will, dann muss sie ihren Themenmix erweitern. Adam zählt auf: «Zuwanderung und Demografie, die Stabilität

«Die ganze Retterei ist doch gerade das Fatale. Denn sie ermutigt die Krisenländer, im Euro zu bleiben.»

der Sozialsysteme, das Bildungssystem». Als «kleine Volkspartei» hatte Lucke die AfD nach den Wahlsiegen des vergangenen Jahres gepriesen, weil sie Stimmen aus allen politischen Lagern von links bis rechts angezogen hatte. Doch von einer grossen Volkspartei erwarten die Wähler, dass sie die grossen Felder bestellt und nicht nur kleine Nischen pflegt.

Natürlich steht die angeschlagene Gemeinschaftswährung Euro im Mittelpunkt nicht nur der wirtschaftlichen, sondern auch der politischen Krise Europas. Es ist der Geburtsfehler des Euro, dass er unterschiedlichste Volkswirtschaften – ganz zu schweigen von unterschiedlichen ökonomischen Denkweisen – in ein Prokrustesbett zwängte. Zur Erinnerung: Der nur anscheinend gastfreundliche Sagen-Riese Prokrustes passte die Reisenden der Grösse seines Nachtlagers an: Wer zu gross war, wurde kleingehackt, den Kleinen streckte er die Glieder. Nichts anderes versucht man seit Jahren mit dem Euro – und seitdem plagen Gliederschmerzen auch die Euro-Zone. Prokrustes, dies nur nebenbei, war übrigens Grieche.

Aber weshalb hätte es mit dem Geld klappen sollen, wenn schon beim Bund der europäischen Staaten «zusammengezwungen wurde, was nicht zusammengehört», wie es Adam formuliert. Sein Europa-Bild unterscheidet sich deutlich von den zuckrigen Illusionen, wie sie die Redner der etablierten Parteien tagein, tagaus, landauf, landab verbreiten – von Limerick bis Larnaka, von Toledo bis nach Tallinn. Viel zu schnell sei die EU gewachsen, moniert Adam, der ein wenig so etwas wie der Chefideologe seiner Partei ist. «Die Union ist zu gross, zu viele, viel zu heterogene Völker wurden da zusammengespannt.»

Ein Aufnahmestopp sei das mindeste, was sich Brüssel verordnen müsse, wenn man schon keinem Land nach einem Beitritt den Stuhl vor die Türe stellen könne. Nun gibt es diesen Aufnahmestopp bis auf weiteres schon, dennoch flirtet die Union heftig mit neuen Staaten, die nicht einmal langfristig die nötigen Qualifikationen erfüllen würden. Die Ukraine ist das jüngste und brisanteste Beispiel, ein Land, notabene, das nach Adams Ansicht nicht nach Europa gehört. Nicht rütteln will er an der zentralen Rolle Deutschlands in der und für die Europäische Union. «Europa ist in der DNA Deutschlands ganz gewiss fest verankert», unterstreicht er.

Grosses Wählerreservoir

Theoretisch könnte die AfD aus einem grossen Wählerreservoir schöpfen. Vor allem CDU-Wähler sind auf der Suche nach einer neuen politischen Heimat, seitdem Angela Merkel der Partei alle harten konservativen Kanten abgeschmirgelt hat. Aber dazu muss die AfD mehr Antworten bieten als bisher. Auf dem bevorstehenden Parteitag wird man freilich nicht damit beginnen. Dort soll zuerst eine neue Satzung beschlossen werden, und allein ob dies gelingt, scheint zweifelhaft. Das Antragsbuch umfasst 350 Seiten. Konrad Adam nennt es «galoppierenden Wahnsinn». ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

«Einsame Wölfe gibt es nicht»

Terroristen handelten immer vernetzt, sagt der französische Experte Roland Jacquard. Die Kooperation mit Nachrichtendiensten arabischer Länder sei absolut ungenügend. Er fordert eine schnelle Eingreiftruppe und einen automatischen Informationsaustausch, um weitere Attentate zu verhindern. *Von Pauline Garaude*

Die Attentate vom 7. Januar haben Frankreich ins Herz getroffen. Seit langem war bekannt, dass terroristische Gruppen das Land im Visier haben. Warum sind die Behörden dennoch kalt erwischt worden?

Seit 2013 hat sich Frankreich auf die französischen Dschihadisten-Zellen konzentriert, die nach Syrien und in den Irak reisen. Die hatten Priorität, und man kann nun mal nicht alles überwachen. Während wir uns zu sehr mit der externen Gefahr befassten, haben wir die Feinde im Innern des Landes etwas vernachlässigt. Dennoch haben die Nachrichtendienste in weniger als zwei Jahren fünfzehn Attentate verhindern und verschiedene Netzwerke zerstören können. Die andere Schwierigkeit ist: Wie erwischt man terroristische Zellen wie diejenige der Brü-

«Das Verrückte ist, dass diese jungen Dschihadisten meist keine einzige Koransure kennen.»

der Kouachi, die sich unterhalb des Radars bewegen? Sie sind typisch für die neuen Strukturen: «schlafende» Zellen von fünf Leuten, von denen ein bis zwei zur Tat schreiten, während die anderen ihnen Rückendeckung geben und für die logistische Unterstützung sorgen. Sie funktionieren nach der Taqiyya-Taktik, was bedeutet, dass man sich diskret verhält und kleidet, um nicht aufzufallen. Sie haben hohe Dschihadisten getroffen, die ihnen grünes Licht für eine Aktion gegeben haben. Wenn der Moment günstig ist, das heisst, wenn ihnen niemand auf der Spur ist, dann schreiten sie zur Tat. Das Verrückte ist, dass diese jungen Dschihadisten in der Regel keine einzige Koransure kennen. Sie sind blosser Ausführende.

Anfang Woche hat ein Sprecher des Islamischen Staats (IS) via Internet Anhänger dazu aufgefordert, «Einsamer-Wolf-Attacken» durchzuführen. Wie bedrohend sind solche Einzelkämpfer?

«Einsame Wölfe» gibt es nicht. Wir haben es entweder mit einem Mann zu tun, der sich selbst radikalisiert hat und dann manipuliert wird, wie dem Verrückten von Nanterre, der 2002 auf Mitglieder des Gemeinderates schoss. Oder es handelt sich

um Individuen, die in kleiner Zahl zur Tat schreiten, aber einer terroristischen Gruppe angehören. Die Nachforschungen im Fall von Mohammed Merah, der 2012 in den Pyrenäen eine Vielzahl Menschen umbrachte, haben ergeben, dass er in einem Umfeld von zwölf oder dreizehn Personen agierte. Früher gab es um die fünfzehn Personen umfassende Zellen, die sich in dschihadistischen Ausbildungslagern gebildet hatten. Heute haben wir es mit beweglicheren, diskreteren und kleineren Zellen von ungefähr fünf Personen zu tun, von denen zwei oder drei für die Bewaffnung und die Rückendeckung zuständig sind, während die anderen zur Tat schreiten. Auch die Brüder Kouachi, die das Attentat gegen *Charlie Hebdo* verübt haben, waren keine «einsamen Wölfe». Man ist kein Wolf, wenn man in den Jemen gereist ist, dort die obersten Führer kennengelernt hat, im Gebrauch der Waffen ausgebildet worden ist und im Gefängnis mit besonders gefährlichen Leuten verkehrt hat. Die beiden gehörten seit ihrer Entlassung aus dem Gefängnis einem geheimen Netz an, was die Ermittlungen komplizierter macht.

Am 29. Januar und am 12. Februar finden europäische Gipfeltreffen über Terrorabwehr statt. Welche Massnahmen sollten nun europaweit getroffen werden?

Wir müssen die Gesetzgebungen der verschiedenen Länder so harmonisieren, dass wir ein homogenes juristisches Dispositiv erhalten, das jede Massnahme gegen den Terrorismus zulässt und legitimiert. Wir müssen die Grenzüberwachung von Grund auf ändern, denn zurzeit haben Polizisten nicht das Recht, einen Pass mit Polizeiakten abzugleichen, sie dürfen nur überprüfen,



«Der reinste Ozean»: Terrorexperte Jacquard.

ob der Pass den administrativen Vorschriften entspricht. Seit der Dschihad im Irak und in Syrien Konjunktur hat, sind dort um die 8000 Europäer zugange: solche, die eben erst eingetroffen sind, und solche, die auf dem Sprung sind und jederzeit dank ihren europäischen Pässen zurückkehren und bei uns terroristische Netzwerke aufbauen können. Wir müssen ein System schaffen für den automatischen Informationsaustausch.

Sie sprechen von einer europäischen Datenbank?

Jedes Land hat seine eigene Datenbank. Man müsste eine europäische daraus machen. Man müsste auch ein europäisches Zentrum zur Erforschung der terroristischen Bedrohung gründen mit Experten aus allen Ländern, Experten, die das Profil und die Organisation terroristischer Gruppen in jedem Land erforschen würden. Die Analyse dieser Daten ist von grösster Wichtigkeit, denn wenn europaweit ermittelt würde, könnte man Bedrohungen aufspüren, von denen man gegenwärtig noch gar nichts weiss. Man müsste auch das ausbauen, was wir in Frankreich schon haben mit Alliance Base und «Kilowatt», zwei einander ergänzenden Abteilungen des Nachrichtendienstes, die Informationen über wichtige Operationen austauschen. Das wäre eine Art europäische Anti-Terror-Schnelleingreiftruppe, die eine Zusammenarbeit der europäischen Länder erlauben würde, um die einzelnen Fäden von Netzen bis ins Zentrum zu verfolgen und die Netze zu vernichten. Das hätte grosse politische Durchschlagskraft.

Und die Überwachung des Internets?

Das Internet ist der Hauptantrieb dieses Kriegs. Es dient der Rekrutierung und ist das neue Ausbildungslager. In Online-

«Wir müssen ein System schaffen für den automatischen Informationsaustausch.»

Zeitschriften der Qaida wie *Resurgence* und *Inspire* wird einem alles erklärt. Da gibt es Terrorismus-Handbücher samt juristischen Ratschlägen, wie man sich bei einem Verhör verhalten, wie man eine Operation ausführen soll. Das Internet ist auch der Ort, wo sich Junge von Werbeoffizieren re-



«Fusstritt in den Ameisenhaufen»: Dschihadisten-Chic auf Social Media.

krutieren lassen. Es braucht europaweite Überwachungsmöglichkeiten und eine Gesetzgebung, die es erlaubt, Daten abzupapfen und aus der Ferne die Computer von Verdächtigen zu durchsuchen. Ein Typ, der aus Syrien zurückkommt oder zu einer verdächtigen Gruppe gehört, muss von Gesetzes wegen überwacht werden.

Man kann diese Netzwerke im Web durch Unterwanderung zerstören. Was machen die Dschihadisten, um solchen Fallen auszuweichen?

Sie haben dermassen Angst, von jungen Kandidaten unterwandert zu werden, dass sie als Erstes fragen: «Wie viele Suren hat der Koran, und wie lautet der Vorname von Mohammeds Frau?» Wer diese Fragen nicht beantworten kann, kommt bestenfalls ins Gefängnis. Im Kampf gegen den Terrorismus werden wir vermehrt zum Mittel der Unterwanderung greifen müssen. In Frankreich sind zurzeit neunzig muslimische Polizisten zu diesem Zweck im Einsatz. Man braucht für diese Arbeit einen langen Atem, denn die Terroristenorganisationen verfügen ihrerseits über eine Spionageabwehr.

Selbstverständlich werden Terroristen, da die Jagd auf sie verstärkt worden ist, ihre Taktik ändern.

Das wird nicht viel verändern, denn das Internet ist überwachungstechnisch der reinste Ozean! Die Dschihadisten tauschen Informationen sogar über Online-Spielplattformen aus. Sie passen sich laufend den Umständen an. Man kann das System ein bisschen säubern, aber ausrotten kann man sie nicht. Die neuen Gesetze werden sie zunächst etwas in die Enge treiben, aber sie werden sie nicht daran hindern, zu handeln, denn die Dschihadisten kennen sich mit den Gesetzen bestens aus, stellen sich auf die neuen ein und verstehen es, die Gesetzeslücken zu nutzen. Was wirklich etwas bringt, ist das Prinzip «Fusstritt in den Ameisenhaufen»: Man macht ein Netz kaputt und schaut, ob es vielleicht einen zweiten Ring gibt. Wenn es gelingt, diese Unterstützungsringe zu schwächen, kann die Handlungsfähigkeit des Netzwerks geschwächt werden, denn ohne Unterstützung (Wohnungen, Waffen, Fluchtwagen, Rückendeckung) kommen sie nicht sehr weit.

Im Februar treffen sich Terrorexperten aus aller Welt in Washington. Was wird dort das wichtigste Thema sein?

Wunder wird es da keine geben. Die Experten werden eine globale Überwachung des Internets vorschlagen, einen automatischen Austausch geheimdienstlicher Informationen und vielleicht die Unterzeichnung eines

neuen Terrorismusabkommens, da dasjenige der Uno nicht an die Entwicklungen des Internets, des Terrorismus und von dessen Profilen angepasst worden ist. Für uns Euro-

«Wer aus Syrien zurückkommt, muss von Gesetzes wegen überwacht werden.»

päer wäre eine verstärkte Zusammenarbeit mit den Nachrichtendiensten arabischer Länder wie des Maghreb, der Golfstaaten und Pakistans ausgesprochen nützlich, denn die gegenwärtige ist absolut ungenügend. Dort liegt der grösste Schwachpunkt. Und dann natürlich mit der Türkei, denn die türkischen Nachrichtendienste kommen ihrer Aufgabe nicht wirklich nach und geben zu wenig Daten weiter.

Aus dem Französischen von **Thomas Bodmer**

Roland Jacquard präsidiert das Observatoire international du terrorisme. Früher war er Journalist, unter anderem bei der Satirezeitung *Canard enchaîné*.

Roland Jacquard et Atmane Tazaghart: Les testaments secrets de Ben Laden. Jean Picollec. 373 S., 23 Euro
Roland Jacquard et Atmane Tazaghart: AQMI. Enquête sur les héritiers de Ben Laden au Maghreb et en Europe. Jean Picollec. 240 S., 18,25 Euro

Ankunft der kalten Frau

Die Turbo-Innovatoren des Silicon Valley ebnen ihren Mitarbeiterinnen den Weg zur perfekten Karriere: Firmen wie Facebook finanzieren den weiblichen Angestellten das Einfrieren ihrer Eier. Schwangerschaften werden dadurch so weit wie möglich nach hinten verschoben. Wie sinnvoll ist das? *Von Sarah Pines*

Mitte Oktober empörten Facebook und Apple die Welt wegen einer neuen Sozialleistung: das Einfrieren von Eiern weiblicher Angestellter aus nichtmedizinischen Gründen. Dies ermöglicht Frauen, das Kinderkriegen weit hinter den Karrierestart zu verlegen. Während die US-Website Eggsurance – ein Online-Forum für Frauen, die die Ei-Konservierung anwenden oder es tun wollen – mit einem Dankesbrief an Facebook-Chef Mark Zuckerberg reagierte, wurde in den Medien das Angebot der Firmen vor allem als Zwang zu Selbstoptimierung, mehr Arbeit und weniger Privatleben, ausgelegt.

Der Familienplanung, so der Tenor, komme die Intimität abhanden und Kinderkriegen werde endgültig zur Angelegenheit zwischen Arbeitgeber und Angestellten. Das Angebot der beiden Firmen füge sich überdies in das dekadente Phänomen des Arbeitscampus im Silicon Valley ein, der Angestellten Friseure, Reinigungen und Gourmet-Essen bereitstellt – und nun auch das Einfrieren von Eiern. Denn mit dem Silicon Valley hat sich eine sich von den restlichen USA völlig unterscheidende Gesellschaftsstruktur, die sogenannte *bubble*, gebildet, für deren Mitglieder alles möglich scheint, die aber ambivalent wahrgenommen wird: Es scheint oft unklar, ob die Menschen hier ambitiös sind und das Familienleben für Arbeit, Geld und Erfolg opfern oder liberal, fortschrittlich und modellfähig.

Was die Start-up-Mutter sagt

In den Vereinigten Staaten gibt es keinen staatlich geregelten, bezahlten Vaterschaftsurlaub, kein Eltern- oder Kindergeld, sondern nur je nach Arbeitgeber einen höchstens zwölf Wochen dauernden, unbezahlten Mutterschutz. Facebook und Apple indes sind für ein familienfreundliches Arbeitsklima bekannt. Beide Firmen bieten ihren Angestellten für die USA grosszügige und ungewöhnliche Leistungen: Facebook schenkt Angestellten, die Eltern geworden sind, 4000 Dollar *baby cash*, bietet finanzielle Unterstützung bei Adoptionen und vier Monate Mutterschutz. Apple gewährt Müttern ebenfalls vier Monate Schutz, Vätern sechs Wochen Urlaub. Mit dem Angebot vergrössern Apple und Facebook die Kluft zu anderen Firmen und sozialen Schichten ausserhalb des Silicon Valley. Denn die Ei-Konservierung ist allein Direktangestellten

möglich und nicht dem Dienstleistungspersonal wie Sicherheitsleuten oder Reinigungskräften, die den Firmen über Agenturen vermittelt werden.

Weshalb sie trotzdem nicht arbeiten

Die in San Francisco lebende Hermione Way, Mitbegründerin der Firma Vibease – Herstellerin von mit iPhone-Apps verlinkten Vibratoren –, spricht mit ihrem Blog «The Startup Mom» Frauen an, die als selbständige Firmengründerinnen in den USA keinen Anspruch auf Elternzeit oder Mutterschutz haben, sich also eine Auszeit selbst finanzieren müssen. «Es ist einfach für Frauen wie Sheryl Sandberg, anderen Frauen zu sagen, dass sie <alles haben> können, Kind und Familie, wenn sie selbst immer Firmenangestellte war, was gleichzusetzen ist mit Mutterschutz, Gehaltsgarantie und Sozialleistungen.» Anstatt die schwierige Wahl zugunsten einer Karriere, des Einfrierens von Eiern und eines späten Kinds treffen zu müssen, sollten Frauen darin unterstützt werden, während Schwangerschaft und Stillzeit vermehrt von zu Hause aus arbeiten zu können.

«Fortpflanzung und Sex werden zunehmend getrennt voneinander stattfinden.»

Obwohl das Silicon Valley auch als egalitär wahrgenommen wird, überwiegt sein chauvinistischer Ruf. Die Tech-Welt wird *boys club* genannt, Tech-Kollegen *brogrammers* (eine *coinage* aus *brother* und *programmer*). Es gibt nur wenige Frauen in Führungspositionen (knapp fünfzig von tausend), Sheryl Sandberg oder Marissa Mayer (Google) sind Ausnahmen. So beschreibt Yarden, Professorin an der Stanford-Universität, ein im Silicon Valley gängiges Szenario. «Viele Frauen, die in den reichen Nachbarschaften des Silicon Valley leben, arbeiten nicht, weil sie es finanziell nicht nötig haben», erzählt sie. Wir sitzen in ihrem hellen Wohnzimmer im Herzen Palo Altos. Vor dem Fenster blüht eine Magnolie. Mit ihrer Korallenkette und der eleganten Unbeweglichkeit, mit der Yarden auf dem schwarzen Ledersofa sitzt, gleicht sie der «Frau mit der Amaryllis-Vase» von Matisse. «Für die Frau eines erfolgreichen Mannes, eines CEO oder des Gründers



Ausnahmeerscheinung: Facebook-Managerin



Sandberg.

Weltwoche Nr. 5.15
Bild: Norman Jean Roy (Trunk Archive)

einer bekannten Firma, ist es nicht leicht, in einem «normalen» Job zu arbeiten, zum Beispiel als Krankenschwester, Lehrerin oder Verkäuferin. Denn die Erwartungshaltung gegenüber Leuten, egal, ob Mann oder Frau, die in dieser Gegend leben, ist, dass sie Manager oder Professor werden und ein hohes Einkommen haben. Das ist hart. Nur weil ein Partner Erfolg hat, muss der andere nicht unbedingt mitziehen oder eine Karriere haben wollen. Trotzdem ist es überraschend, dass viele dieser Frauen nicht arbeiten, denn sie haben meist eine gute Ausbildung und sind sehr liberal. Man würde von diesen Frauen denken, dass ihnen eine eigene Karriere wichtig ist.»

Kirche, Kinder, Küche

Etwas anders sieht es der Erfinder der Verhütungspille, Carl Djerassi, der das Szenario Facebooks und Apples während eines Gesprächs Anfang September vorwegnahm. Es sei lächerlich, anzunehmen, so Djerassi, dass jede Frau zukünftig ihre Eier einfrieren lassen werde. Doch zunächst einmal sei er es leid, in der öffentlichen Wahrnehmung auf die Pille reduziert zu werden, empört sich der zerbrechlich wirkende alte Herr, der mir in einem roten Sessel gegenüber sitzt und ein Glas Milch trinkt. Zwar sei die Pille eine der wesentlichsten Erfindungen des 20. Jahrhunderts gewesen, mit enormen sozialen Implikationen. Die Pille habe die Geschlechterverhältnisse grundlegend verändert, eine sexuelle Revolution eingeleitet. Frauen könnten, was die Empfängnis angeht, über ihren eigenen Körper verfügen, seien aber für den Mann sexuell verfügbarer geworden.

Für die Zukunft sei die Pille nicht mehr relevant, das Kondom für den Mann hingegen schon, um die Übertragung von Krankheiten beim Geschlechtsverkehr zu vermeiden. Für Frauen hingegen biete sich nun zunehmend eine Alternative zur Pille. Dies sei die Sterilisation schon in jungen Jahren bei gleichzeitiger Ei-Konservierung. Der Forscher erklärt: «Fortpflanzung und Sex werden zunehmend getrennt voneinander stattfinden. Vor allem in Ländern mit niedriger Geburtenrate. In Zentraleuropa zum Beispiel und selbst unter Doktorandinnen an meinem Chemie-Department in Stanford ist das weibliche Durchschnittsalter für erste Schwangerschaften inzwischen bei 35 angelangt. Vor allem für Frauen, die einen langen Bildungsweg durchlaufen, um Karriere zu machen, wurde die alte Trias «Kirche, Kinder, Küche» zu «Karriere, Kind, Kochen». Mit 35 Jahren sind bereits 95 Prozent der Eier verbraucht, und der Rest altert rapide. Für diese Frauen tut sich nun eine weitere Option auf. In den letzten drei Jahrzehnten hat die Zahl der In-vitro-Fertilisationen (IVF) stark zugenommen, gleichzeitig hat sich in den letzten fünf Jahren herausgestellt, dass das Einfrieren und erfolgreiche Auftauen von

Eiern tatsächlich klappt. Nun ergibt sich für Frauen die realistische Möglichkeit, die Schwangerschaft weit hinter den Karrierestart zu verlegen, ohne sich vor dem Ticken der biologischen Uhr ängstigen zu müssen.»

500 Dollar Jahresgebühr

Die Konservierung von Eizellen war ursprünglich ein für Krebspatientinnen eingeführtes Verfahren. Vor der Chemotherapie konnten sie sich Eizellen entnehmen lassen, um später genetische Schäden des Embryos zu vermeiden. Die Entnahme von Eiern kostet in den USA etwa 10 000 Dollar pro Runde und 500 Dollar Jahresgebühr für die Konservierung – Apple und Facebook decken davon etwa 20 000 Dollar ab. Empfohlen wird die Konservierung von mehreren Eiern, da nicht jede Eizelle das Auftauen unversehrt übersteht, vor allem wenn die Frau bei der Entnahme schon Ende dreissig ist. Eizellen von Frauen in den Zwanzigern hingegen überstehen das Auftauen in fast jedem Fall unbeschadet. Anschliessend wird die «IVF ein «normaler» nicht koitaler Weg werden, Kinder zu kriegen», fährt Djerassi fort. «Je höher die Nachfrage sein wird, desto erschwinglicher wird dieser Weg werden. Heute leben etwa fünf Millionen Menschen auf der Welt, die ohne Sex gezeugt wurden. Die IVF wurde zwar schon 1977 entdeckt, doch erst zwischen den späten 1980ern und 2010 vermehrt eingesetzt. Je erfolgreicher die Konservierung von Eiern und die folgende IVF wird, desto mehr Frauen werden sich bereits in jungem Alter für eine Sterilisation entscheiden.»

Michael Hromadik, Marketingmanager von Natera, einer auf pränatale Genomtests spezialisierten Firma im Silicon Valley, beschreibt Vorgänge wie die Ei-Konservierung und die anschliessende IVF sowie den damit zusammenhängenden Testvorgang Spectrum, der den zu implantierenden Embryo auf genetische Schäden testet, als Balanceakt.

Wir sitzen im Schatten eines Sonnenschirms auf der Firmenterrasse, um, so Hromadik,



«Ich bin bloss auf der Suche nach mir selbst.»

Hautalterung zu vermeiden; der einzige Schutz vor Falten, erklärt der braungebrannte ehemalige Berater eines kalifornischen Herstellers für Werkzeuge der plastischen Chirurgie, sei eine Creme mit UV-Faktor, «selbst im Schweizer Winter», fügt er schmunzelnd hinzu. «Viele haben natürlich kein Interesse an solchen Tests», fährt er beim Essen eines Tofusalats fort, «geschweige denn an Ei-Konservierung, künstlicher Befruchtung oder pränataler Genomdiagnostik. Doch manche Eltern wollen Gewissheit darüber, ob sie ein gesundes Kind zur Welt bringen werden. Es geht darum, diesen Eltern eine intensive Beratung, Wissen und damit eine Wahlmöglichkeit zu bieten, damit sie eine ganz für sie allein richtige Entscheidung treffen können.»

«Ich wollte auf keinen Fall erst Karriere machen und das Kinderkriegen aufschieben.»

Mitten in Palo Alto, zwischen zwei mit Palmen und Oleanderbäumen bewachsenen Strassen, gibt es einen Kinderspielplatz mit einem sehr kleinen Park und einem Gemeinschaftsgarten, in dem Anwohner Kürbisse pflanzen. Der Spielplatz ist deswegen so beliebt, weil er für die Nannys, die in ihren Autos oft nicht über Kindersitze verfügen, von vielen Teilen Palo Altos zu Fuss erreichbar ist. Auf dem Spielplatz treffen sich im Laufe des Tages so viele Nannys mit ihren Zöglingen, dass es auffällt, wenn einmal ein Elternteil mit dem eigenen Kind dazukommt.

Die Gedanken Simone de Beauvoirs

Der Karrieredruck auf beide Geschlechter ist im Silicon Valley gross, Siebzig-Stunden-Wochen sind die Regel. Zudem werden die Angestellten des Tech immer jünger, die Suche nach Neuem beschleunigt sich, die Frequenz von Start-ups steigt stetig, immer mehr Programmierer oder Softwareberater strömen in das Silicon Valley, Kinder einer zweiten Generation Tech-Arbeiter treten in die Fussstapfen ihrer Eltern – ein bisschen streberhafter als die «Älteren» und trotz oberen Gehaltsklassen ein bisschen ärmer. Vor allem an diese jüngste Generation Tech-Arbeiter richtet sich das Angebot Facebooks und Apples. Es ist als Aufforderung an junge Mitarbeiter zu verstehen, schon früh die eigene Familienplanung im Auge zu behalten, um spätere, oft qualvolle Karrierekonflikte zu vermeiden. Djerassi erklärt mit Nachdruck: «Wenn ich heute eine junge, gebildete Frau wäre und ein Kind allein, mit einem Mann oder einer Frau haben wollte, würde ich zwei oder drei meiner Eier einfrieren und mich anschliessend sterilisieren lassen. So könnte ich mir das Geld und die Sorge um Verhütung sparen, Spass am Sex haben und gleichzeitig Karriere machen.»

Tatsächlich besagt eine im Jahre 2011 durchgeführte Studie, dass über 60 Prozent der Frauen unter dreissig und 53 Prozent der Frauen in den späten Dreissigern zusammen mit dem Einfrieren ihrer Eier auch eine alleinerziehende Mutterschaft in Erwägung ziehen. Zudem sagen viele amerikanische Frauen, welche die Ei-Konservierung in Anspruch genommen haben, dass sie lieber früh ein Kind hätten haben wollen, doch fehlte es an Unterstützung seitens des Arbeitgebers. Verstärkt durch das Angebot von Facebook und Apple, wird die Frau als Spielball des Patriarchats begriffen, der, indem sie den eigenen Lebenszyklus an den des Mannes angleicht, dem Druck, kein Baby zu haben, unterliegen wird. Denn was ist dieses Angebot anderes als eine implizite Botschaft des Arbeitgebers an junge Angestellte, mit dem Kinderkriegen so lange wie möglich zu warten?

«Ich wollte auf keinen Fall erst Karriere machen und das Kinderkriegen aufschieben», sagt Claudia, Mutter von drei Kindern und Ehefrau eines Silicon-Valley-Geschäftsmannes. «Karriere ist für mich sowieso nicht so wichtig. Nachdem meine Eltern erst sehr spät Kinder bekommen haben und ich dadurch immer die ältesten Eltern hatte, die meistens keine aufregenden Dinge mit uns machten, wollte ich vor Mitte dreissig Kinder, um mit ihnen viel erleben zu können. Ausserdem denke ich, dass man in jungen Jahren mit dem Stress des Kinderkriegens besser zurechtkommt, auf längere Sicht auch mehr von den Enkelkindern hat. Doch ist die Ei-Konservierung eine wichtige Wahlmöglichkeit für Frauen. Ich denke, jede Frau muss für sich allein entscheiden, welchen Weg sie gehen will.»

Die Schriftstellerin Simone de Beauvoir beschäftigte sich mit den Wahlmöglichkeiten der Frau. Im Buch «Das andere Geschlecht» (1949) findet sich ihr wohl berühmtester Satz:

«Man wird nicht als Frau geboren, man wird es.» Dies bedeutet, dass Frauen nicht nur durch ihre Biologie, sondern vor allem durch gesellschaftliche Vorstellungen von Weiblichkeit konstituiert werden: «Jungfrau», «verheiratete Frau», «Mutter», «Prostituierte» et cetera. Allerdings sollten Frauen, so de Beauvoir, die Wahl haben, diesen Rollen zu entsprechen oder sie zu durchbrechen. Doch öffnet die Wahl jenseits gesellschaftlich eindeutiger Rollenzuschreibungen, wie das Aufschieben des Kinderwunsches zugunsten des Berufes, Ei-Konservierung und anschliessende Alleinerziehung oder das «Alte-Mutter-Sein», die Tür zu Misogynie und Emanzipation zugleich.

Der «sechste Sinn»

Das Einfrieren von Eiern ist dabei der vorläufige Endpunkt bisheriger Massnahmen zur Regulation des weiblichen Körpers, die Frauen – in westlichen Gesellschaften – unabhängiger machten, gleichzeitig aber auch abhängiger: die Pille, die «Pille danach», das Recht auf Abtreibung, Ei-Konservierung, Sterilisation. Mit jeder dieser Massnahmen erliegt die Frau einerseits sozialen Zwängen und rezeptpflichtigen Massnahmen zur Körperregulierung, schafft sich andererseits einen Bereich der autonomen Selbstkontrolle.

Für Verfechter einer romantischen Naturvorstellung zum Beispiel ist die Frau genau wie die Natur natürlichen Zyklen unterworfen: Jugend, Gebärfähigkeit, Wechseljahre, Unfruchtbarkeit. Die Frau, die die Dauer ihrer eigenen Gebärfähigkeit mit Hilfe der Medizin verlängert oder verkürzt hat, wird zur Projektionsfläche der Angst vor unnatürlichen Eingriffen und veranschaulicht gleichzeitig Lösungen für reale Lebensprobleme. So besagt eine in der US-Zeitschrift *Fertility and Sterility* veröffentlichte Studie von 2013, dass zwar etwas mehr als die Hälfte der Frauen die Erfahrung «ermächtigend» finden,

über ein Drittel aber als «Angst verursachend». Die Angst bezog sich sowohl auf die Technik – den Auftau- und nachfolgenden In-vitro-Befruchtungsprozess sowie die erfolgreiche Implantation der befruchteten Eizelle – als auch auf das Ausbleiben des richtigen Partners.

«Die Dame und das Einhorn», eine Serie sechs spätmittelalterlicher Wandteppiche, zeigt eine adlige Dame, die unter dem Auge der Öffentlichkeit ihre fünf Sinne testet. Ein Einhorn, ein Affe, ein Hund und ein paar Hofdamen sind anwesend, während sie genussvoll verhalten ein paar Trauben isst, Harfentönen lauscht, das Einhorn streichelt, sich im Spiegel betrachtet und an Blumen riecht. Der letzte Teppich zeigt die Dame vor einem Zelt mit der Aufschrift «Zu meinem eigenen Begehren». Die die Aufschrift begleitende Geste der Dame ist mehrdeutig: Mit der linken Hand greift sie in eine Diamantschatulle. Doch ist es unklar, ob sie sich mit den kalten Steinen in ihr Zelt zurückziehen und diese, vor Blicken verborgen, anlegen wird, ob sie eine Kette gleich hier vor dem Zelt anziehen oder den Diamanten entsagen und sie nach kurzer Berührung zurück in die Schatulle legen wird.

Dieser «sechste Sinn», die autonome Wahl, generiert eine ambivalente Logik, auch im Hinblick auf die Ei-Konservierung. Die Wahl der Ei-Konservierung verlangt den rationalisierten Modus der Familienplanung und scheint entromantisertes Resultat des nicht mehr spontanen, sondern interessegesteuerten Willens. Gleichzeitig ist die Ei-Konservierung moderne Selbstverwirklichungsstrategie. Zwischen diesen beiden Polen liegt die Grauzone der Vagheit, die wir mit unseren Projektionen füllen können. Wir haben nun selbst die beauvoirsche Wahl, Bedrohung angesichts neuer weiblicher Eigenständigkeit oder Erleichterung über ungewohnte Möglichkeiten zu empfinden. ○


PRÄSENTATION IN NEW YORK? FÜR SIE EIN HEIMSPIEL.

Mit der Mutter aller Sprachschulen.

Jetzt

GRATIS

Probestunden sichern!



MIT UNS ERREICHEN SIE IHR SPRACHZIEL!

Dank unseres Sprachtrainings machen Sie sich überall Freunde! Meistern Sie mit Berlitz jetzt Ihre Wunschsprache, ganz nach Ihrem Zeitplan. Buchen Sie gleich Ihre Gratis-Probestunden* – einfach und bequem online:

www.berlitz.ch/Probestunden

*Die Probestunden sind unverbindlich und gelten für 90 Minuten im Gruppenkursunterricht in den unter www.berlitz.ch/Probestunden gelisteten Berlitz Centern und in den jeweils angebotenen Sprachen.

[Basel](#) • [Bern](#) • [Biel](#) • [Genf](#) • [Lausanne](#) • [Petit-Lancy](#) • [Zug](#) • [Zürich](#)

Berlitz[®]

A Global Education Company



«Das ist der Vorteil, wenn man jung in die Politik eingestiegen ist: Man kann auch wieder jung aussteigen»: SP-Präsident Levrat.

«Es gibt keine Classe politique»

SP-Präsident Christian Levrat thront mit seiner Linken selbstbewusst über dem sich streitenden bürgerlichen Lager. Nach dem Frankenentscheid der Nationalbank fürchtet er trotzdem einen Rutsch nach rechts. Dagegen stemmt er sich. Ausserdem denkt er übers Aufhören nach. *Von Markus Schär*

Gratulation, Herr Levrat, Sie haben Ihr Wahlziel schon erreicht.

Nein, wir wollen zwanzig Prozent Wähleranteil erzielen, wir müssen also in allen Kantonen zulegen.

Auf Ihr Ergebnis kommt es gar nicht an. Sie haben die FDP und die SVP auseinandergelassen; damit können Sie eine Mitte-rechts-Mehrheit im Parlament verhindern und die Wiederwahl von Bundesrätin Widmer-Schlumpf gewährleisten, die von der Linken abhängt.

Das kann sich die SVP selber auf die Fahne schreiben. Sie hat sich im letzten Jahr radikalisiert, seit dem 9. Februar schwelgt sie im Siegesrausch. Sie kennt keine Grenzen mehr, sie fordert die Abschaffung des Asylrechts, greift die Menschenrechtskonvention an, poltert gegen Bundesrat, Bundesgericht und Parlament, hetzt das Volk gegen eine sogenannte Classe politique auf. Es scheint mir selbstverständlich, dass

niemand mit einer solchen Partei eine Listenverbindung eingehen will.

Sie wollen mit dem Getöse gegen die SVP einfach davon ablenken, dass es viele Gemeinsamkeiten zwischen SVP und FDP gibt.

Ich weise nur darauf hin, wie sich die SVP entwickelt. Kann es ernsthaft eine Allianz geben zwischen einer Partei, die die Bilateralen aufgeben und die Schweiz abschotten will, und einer Partei, die sich früher als staatstragend verstand?

Dann rechnen Sie nicht mit Listenverbindungen von SVP und FDP?

Ich glaube es erst, wenn ich es sehe. Mich freut, dass FDP-Präsident Philipp Müller anerkennt, was ich auch wahrnehme: dass es einen Aufstand der FDP-Basis gibt, die nicht sieht, wie sie mit dieser SVP zusammenarbeiten sollte.

Woher wollen Sie das wissen?

Aufgrund von persönlichen Gesprächen. Ich pflege noch gute Beziehungen mit Freisin-

nigen, ich kenne die FDP-Basis gut. Mir ist aufgefallen, dass Philipp Müller mit seiner rechtslastigen Politik und seinem teils groben Wortschatz die eigenen Leute nie überzeugen konnte. Jetzt haben sie ihn in einer Grundsatzfrage brutal zurückgepfiffen. Drei Viertel der Zuschriften, die er erhalten, sprachen sich gegen ein Zusammengehen mit der SVP aus, gibt er an.

Die Zwietracht im bürgerlichen Lager kommt vorab Ihnen zugute. Sie haben den tiefsten Wähleranteil der Geschichte und sind die linkste sozialdemokratische Partei Europas. Aber Sie haben in der bürgerlichen Schweiz so viel Einfluss wie noch kaum je.

Was unsere numerische Stärke im Parlament angeht, stimmt Ihre Aussage nicht: Wir waren im Ständerat noch nie so gut aufgestellt. Und zusammen mit den Grünen haben wir rund einen Drittel der Bundesversammlung. Das entspricht mehr oder weniger den historischen Werten: ein Drittel links, ein



Drittel liberal, ein Drittel konservativ. Dagegen stimmt es, dass wir in der letzten Legislatur Fortschritte gemacht haben, allerdings viel zu wenige nach meinem Gusto: mit der Energiewende, in der Sozialpolitik, mit dem langsamen Ausstieg aus dem Bankgeheimnis.

Sie zwingen die Allianzen zusammen, weil Sie die BDP erpressen können.

Die BDP alleine macht noch keine Mehrheit aus.

Ja, aber mit der BDP holen Sie auch die CVP auf Ihre Seite.

Sie brauchen heute vier Parteien, um eine Mehrheit zusammenzubringen. Das hat die SVP noch nie verstanden: Mit ihrer Aggressivität isoliert sie sich so, dass sie keinen Einfluss auf die Politik mehr hat. Das ist ihr Problem, nicht unseres.

Sie gaben vor acht Jahren zusammen mit Alain Berset in Ihrer Kampfschrift «Changer d'ère» den Plan vor. Trinken Sie gelegentlich mit ihm eine Flasche Wein und stossen mit ihm darauf an, wie gut der Plan aufgegangen ist?

Nein. Wir beide fanden einfach vor acht Jahren, dass Christoph Blocher ein schlechter Bundesrat sei, dass seine Art zu politisieren für unser Land gefährlich und dass eine Alternative nötig sei. Es ist uns gelungen, sie aufzubauen. Sie müssen uns aber

zugutehalten, dass wir immer offen sagten, was wir wollten. Eine Überraschung war die Abwahl von Blocher nur für jene, die nicht lesen konnten. Ich finde wirklich, der Bundesrat funktioniert heute besser als zwischen 2003 und 2007 mit Blocher und Merz im Bundesrat. Die Latte liegt aber tief.

Was bleibt noch zu tun?

Sehr viel, wenn ich nur den Entscheid der Nationalbank sehe. Wir fallen in eine rechtslastige Politik zurück, auf Kosten der Arbeitnehmer. Die Bürgerlichen versuchen, die Gunst der Stunde zu nutzen, um Druck auf die Löhne zu machen, die Energiestrategie

«Eine Überraschung war die Abwahl von Blocher nur für jene, die nicht lesen konnten.»

2050 zu stoppen, den Service public zu privatisieren. Und die wichtigste Frage für dieses Wahljahr ist wohl die Auseinandersetzung zwischen zwei Vorstellungen von der Schweiz: einerseits eine Schweiz der Abschottung bei den Nationalkonservativen, andererseits eine Schweiz der Offenheit und Solidarität, für die wir stehen. Diese Auseinandersetzung ist machtpolitisch wichtig: Wenn in der Bundesversammlung sechs Sitze zu SVP und FDP wechseln, bekommt

die Rechte die Mehrheit. Und sie ist vor allem ideologisch zentral: Wir stellen damit die Weichen für die nächsten zehn Jahre.

Das Gerede von der SVP als Partei der Angst und der Abschottung ist doch absurd. Christoph Blocher ist weltoffener als die ganze SP-Fraktion zusammen.

Sicher, wenn Sie meinen, dass er einen Hang zu den Diktaturen dieser Welt hat.

Er ist nicht nur nach Nordkorea gereist, sondern hat vor allem in China oder in den USA Arbeitsplätze geschaffen.

Ja, er erntet für sich die Früchte der Globalisierung. Er holt seine Arbeitskräfte aus Deutschland oder aus China, zwingt aber gleichzeitig die Schweiz in die Abschottung.

Er tritt für Weltoffenheit ein, gegen den Anschluss an die EU.

Ausländer abschrecken – das versteht er unter Weltoffenheit. Wenn es darum geht, das Land wirklich zu öffnen, liefert er ein verbissenes Rückzugsgefecht.

Sie berufen sich auf 1848 als Ursprung der modernen Schweiz, die Sie angeblich verkörpern.

Ja, unsere Vorgänger schufen damals die Institutionen, die heute noch funktionieren. Die Mittel der direkten Demokratie kamen später dazu, das Referendum 1874, die Initiative 1891. Die direkte Demokratie ist nur ein Teil unserer Institutionen, nicht die oberste

Instanz. Das Volk muss diese einzigartige Verantwortung wahrnehmen und keinen Aufstand gegen die Classe politique veranstalten, wie es die SVP will. Die Volkspartei vergisst ja gerne, dass sie selber mitten in der Classe politique hockt: Als Blocher ins Parlament kam, war ich 9, als er ging, 44. Man kann ihm also nachsagen, dass er keine besonders rasche Auffassungsgabe hat.

Die Schweiz von 1848 schufen aber Leute wie Alfred Escher. Sie standen für Freiheit und Eigenverantwortung, also Marktwirtschaft und Nachtwächterstaat – genau das Gegenteil von Ihnen.

Nein, sie kämpften vor allem gegen die Patrizier, also den Adel ihrer Zeit, gegen die Privilegien, die einige wenige aufgrund ihrer Geburt genossen. Den Adel unserer Zeit bilden die Geldadligen. Sie stehen zwar für Freiheit und Selbstbestimmung wie wir. Aber Freiheit bedingt ein Mindestmass an Chancengleichheit.

«Die Diskussion um den neuen NZZ-Chefredaktor ist für mich bezeichnend für die FDP.»

Wir haben sie doch in der Schweiz.

Das stimmt nicht, vor allem in unserem Bildungssystem, wo immer noch ein Klasklassen herrscht. Die Kinder von Akademikern studieren sechsmal häufiger als jene von Nichtakademikern.

Früher behaupteten Sie gar, die moderne Schweiz sei im Generalstreik von 1918 entstanden. Ziehen Sie das zurück?

Nein, nein. Die beiden wichtigsten Daten der modernen Schweiz sind einerseits 1848 und andererseits 1918. Nach dem Generalstreik wurden die Weichen gestellt für die sozialen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts: AHV, Frauenstimmrecht, Sozialpartnerschaft.

Sie lieferten sich zum Ursprung der modernen Schweiz ein amüsantes Schattenboxen mit NZZ-Inlandchef René Zeller. Er warf Ihnen Geschichtsklitterung und «pseudopathetischen Übereifer» vor.

Die Bürgerlichen sehen den Generalstreik einfach als letztes Gefecht gegen den Bolschewismus. Das ist für mich überholt, die Sicht des Kalten Krieges.

Begraben Sie die Differenzen mit der NZZ, und verbrüdern Sie sich mit ihr?

Nein, ich gehe davon aus, dass die Rechte auf ihrer Auslegung beharrt.

Das heisst: Die NZZ ist für Sie rechts?

Ja, sie ist einfach nicht nationalkonservativ. Die Diskussion um den neuen NZZ-Chefredaktor ist für mich bezeichnend für die FDP, die ihre Orientierung verloren hat. 2003, nach fünfzehn Jahren Trommelfeuer von Blocher, hisste sie die weisse

Flagge; jetzt vollzieht sie einfach jeweils mit zwei Jahren Verzug die Politik der SVP nach. **Einige SP-Politiker mischten sich an vorderster Front in die Debatte um die NZZ-Linie ein. Das ist so bizarr, wie wenn Reformierte mitreden wollten, wer in Chur Bischof werden soll.**

Den Bischof von Chur wählen ja nicht einmal die Katholiken.

Also sagen wir: so abwegig, wie wenn Toni Brunner den SGB-Zentralsekretär bestimmen wollte.

Die Zukunft der liberalen Schweiz betrifft uns, also auch die Zukunft der NZZ.

Die geht Sie doch gar nichts an.

Doch. Es geht darum, wo wir Partner finden für die Entwicklung der modernen Schweiz. Also darum, ob die FDP wieder zuverlässig den liberalen Drittel vertritt, der völlig verwaist ist. Sie hat es schwer mit einem Präsidenten, der eine Initiative für einen Ausländeranteil von 18 Prozent startete oder der 364 Tage im Jahr eine Begrenzung der Zuwanderung fordert und am letzten Tag des Jahres die Leute schickt, die Masseneinwanderungsinitiative abzulehnen. Früher standen Freisinnige wie René Rhinow, Gilles Petitpierre oder Franz Steinegger für die liberale Rechte.

Sie gefielen Ihnen einfach besser, weil sie mit Ihnen zusammenspannten.

Nein, sie gaben der rechtsliberalen Schweiz eine Identität. Heute sieht sich die FDP in der Versuchung nach rechts: Die Frage ist nicht, ob sie in Blochers Arme fällt, sondern wann. Das kann es nicht sein.

Sie werfen der SVP vor, sie zerstöre unsere Lebensqualität, die Ruhe unseres Zusammenlebens in der Schweiz. Dabei kämpfen Sie nur dafür, dass die Generation

der Babyboomer, die das Glück hatte, nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz geboren zu werden und ihre Privilegien behält.

Es geht uns nicht um Ruhe, wohl aber um den sozialen Zusammenhalt. Diesen gefährdet, wer die Löhne senken, das AHV-Alter erhöhen oder das Schweizer Fernsehen zerschlagen will.

Die Sozialdemokraten sind das neue Establishment: in den Schulen, der Verwaltung, den Staatsbetrieben, der Sozialindustrie. Darum wollen Sie, dass alles so bleibt, wie es ist.

Nein, die Sozialdemokraten sind die Kraft des Fortschritts, wir wollen den Sozialstaat ausbauen.

Ihre Wahlplattform haben Sie beim SGB abgeschrieben, mit höheren Renten, stärkerer Prämienverbilligung, kostenlosen Kinderkrippen. Dabei sind die Arbeiter gar nicht mehr Ihre Wähler.

Doch, die SPS ist eine breite Volkspartei, mit Wählern in jedem Alter und aus allen Schichten.

Ihre Wählerschaft ist am wohlhabendsten und am besten gebildet.

Nein, wir sind einfach bei den Rentnerinnen und Rentnern etwas schwächer als die SVP; das verzerrt die Einkommensverhältnisse unserer Wählerschaft. Die Mehrheit unserer Wähler verdient zwischen 5000 und 7000 Franken, das sind vorab die Arbeitnehmer und Freiberufler in den verschiedensten Branchen.

Durch den Entscheid der Nationalbank hat sich der politische Diskurs schlagartig gedreht. Das wissen Sie, darum reagierten Sie so heftig.

Das haben wir nicht gemacht. Die Einführung des Mindestkurses 2011 war ein historischer Sieg für uns. Wir forderten ihn acht Monate lang und mussten uns vom Establishment belächeln lassen. Als die Nationalbank die Untergrenze einführte, sahen aber alle, dass es sie brauchte, um die Schweizer Wirtschaft in dieser schwierigen Situation zu schützen.

Damals, ja. Aber wir können uns nicht ewig von den Märkten abschotten, wie Sie meinen.

Wir sehen nach einer Woche, dass die Nationalbank massiv intervenieren muss, nicht um die Untergrenze von Fr. 1.20 zu halten, sondern nur um die Parität zum Euro zu retten. Mit der Aufgabe des Mindestkurses machte die Nationalbank bloss den Spekulanten ein Geschenk. Das kommt, wie ich befürchte, unser Land teuer zu stehen.

Ginge es den Schweizern besser, wenn statt Thomas Jordan Susanne Leutenegger Oberholzer die Geldpolitik machen würde?

Nein, es ginge der Schweiz besser, wenn die Nationalbank sich besser mit dem Bundesrat absprechen würde.



Die Nationalbank muss gerade von der Politik unabhängig sein.

Artikel 7 des Nationalbankgesetzes verlangt, dass die Schweizerische Nationalbank und der Bundesrat sich über ihre Entscheidungen von wesentlicher Bedeutung unterrichten und ihre Massnahmen aufeinander abstimmen. Das machte die Nationalbank in diesem Fall offensichtlich nicht. Aber lassen wir das, wichtig ist, dass wir jetzt die richtigen Massnahmen treffen und nicht Leichenschändung betreiben wie die Bürgerlichen, die Entscheide bei der Energiestrategie oder bei den Fernsehgebühren umkehren wollen.

Ihre Rezepte können nicht funktionieren, wie der Kündigungsschutz für Arbeitnehmer, die über fünfzig sind.

Diese Forderung steht seit dem Herbst in unserer Wahlplattform, sie hat nichts mit dem Entscheid der Nationalbank zu tun. Wir verlangen auch kein Verbot von Kündigungen; wir wollen mit der Begründungspflicht einfach verhindern, dass die Arbeitnehmenden über fünfzig in der Krise die ersten Opfer werden. Dringlich brauchen wir jetzt vor allem klare Regelungen für die Kurzarbeit und eine gewisse Planungssicherheit für die Unternehmen. Dafür fordern wir keine riesigen

Konjunkturprogramme – die Bauwirtschaft läuft ja gut –, sondern gezielte Unterstützung durch Bildungsmassnahmen, etwa beim Transfer von den Hochschulen zur Industrie. Wir müssen den Unternehmen Zeit geben, sich anzupassen.

Sie behaupten, es gebe in der Schweiz keine Classe politique. Dabei sind Sie selber ein Paradebeispiel eines Berufspolitikers, der nie in der Wirtschaft gearbeitet hat.

Zuerst mal: Es gibt wirklich keine Classe politique in unserem Land. Das sehen Sie an meinem Beispiel: Ich lebe immer noch im Dorf, wo ich aufgewachsen bin; ich schicke meine Kinder in die Volksschule, und ich beteilige mich am lokalen Leben. In der Schweiz geht es allen Politikern so; es gibt keine, die weit weg in der Hauptstadt hocken und nichts von den alltäglichen Sorgen der Leute wissen. Es gibt also dieses abgeschottete politische Milieu, das Sie in anderen Ländern finden, in der Schweiz nicht. Zum Glück, sonst würde ich nicht Politik machen. Und dann müssen Sie sehen: Ich habe nach dem Studium unter widrigen Umständen für Hilfswerke gearbeitet und danach in einer schwierigen Situation eine Gewerkschaft übernommen und weiterentwickelt. Erst seit 2008 mache ich professionell Politik. Dazu stehe ich; ich finde es gar nicht falsch, dass es Leute gibt, die pro-

fessionell Politik machen. Man muss einfach damit wieder aufhören können.

Was machen Sie in diesem Jahr noch anderes als Politik?

Neben dem Wahlkampf bleibt wenig Zeit. Ich werde etwas Sport treiben, aber nicht viel mehr.

Sie sind bald am längsten SP-Präsident seit Helmut Hubacher. Bleiben Sie noch länger?

Ich werde nach den Wahlen entscheiden, ob ich die Partei noch in die Wahlen 2019 führe. Ich glaube, es braucht Zeit, um die Identität einer Partei zu prägen und ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Darum machte ich acht Jahre. Ob ich noch vier anhänge, ist offen.

Wovon hängt der Entscheid ab?

Nicht vom Wahlausgang, sondern von den Plänen von Personen und der Positionierung der Partei.

Was wollen Sie sonst machen ausser Politik?

Ganz viel, von der Privatwirtschaft bis zu NGOs kann ich mir alles vorstellen. Das ist der Vorteil, wenn man jung in die Politik eingestiegen ist: Man kann auch wieder jung aussteigen.

Das schaffen aber nicht viele.

Kein Problem. Das ist der Unterschied zwischen progressiven und konservativen Menschen: Wir sind optimistisch. ○





Sebastião Salgado: der Südkaper oder die Zärtlichkeit der Stärke.



Die Letzten

Von Daniele Muscionico

Im Atlantik, vor Argentinien. Am Horizont die Küste der Halbinsel Valdés. Ein riesiger Körper durchbricht die Wasseroberfläche. Aufgewühlte Wogen, schäumende Gischt. Der Wal springt, lässt sich fallen, der Wal schlägt auf. Dann taucht er unter, die Flosse als Letztes, eine kleine Bewegung, ein zärtlicher Schlag. Das Wasser schwappt über den Bildraum der Fotografie. Das Wasser tropft aus den Seiten ins Wohnzimmer des Lesers.

Man weiss nicht, wieso Wale springen. Achtzehn Tonnen schwer dieses Tier, ein Bartenwal, ein Südkaper. Sebastião Salgado, der Fotograf, hat ihn im südlichen Golfo Nuevo gesehen, in der Bucht zwischen der Halbinsel und einer Landzunge des patagonischen Festlands. Das Wasser ist hier ruhiger und wärmer als im offenen Meer, die Südkaper versammeln sich in der zweiten Hälfte des Jahres und pflanzen sich fort.

Lediglich 7000 Tiere soll es noch geben. Denn Südkaper sind gesellig und neugierig, sie sind eine leichte Beute für Feinde wie wir.

Sebastião Salgado, der Autor dieses Bildes, ist dieser Wal, ein Gigant, ein lebendes Fossil. Der brasilianische Fotograf und Fotoreporter hat sich mit der Unerschütterlichkeit eines Wales seiner Mission verschrieben. Seit vierzig Jahren dokumentiert er auf allen Kontinenten Menschheitsgeschichte. Bedrohte Naturvölker, Kriege, Hungersnot, Vertreibung: Seine Bilder der Goldschürfer in der Mine von Serra Pelada haben Fotogeschichte geschrieben. «Genesis» heisst sein aktuelles Langzeit-Fotoprojekt, eine Hommage an die Schönheiten der Welt und an ihre Wunder – wie dieser Wal hier. Der Südkaper oder die Zärtlichkeit der Stärke.

Doch Salgado widmet sich nicht nur der Fotografie. Er engagiert sich aktiv gegen die Abholzung des Regenwaldes. So lässt er auf seiner Farm in Brasilien mehrere Millionen Bäume pflanzen und hat, sagt man, dadurch das lokale Klima bereits entschieden verbessert.

Salgado wird am 8. Februar 71 Jahre alt. Grund zum Feiern! Auch deshalb, weil er seit neuerem Unterstützung durch den fotografierenden Filmemacher Wim Wenders hat. Dieser, ein Bewunderer seiner Fotokunst, hat auf den Spuren Salgados gemeinsam mit dessen Sohn einen Dokumentarfilm über Arbeit und Leben des Fotografen realisiert, «Das Salz der Erde». Ein bitterer Film, ein tröstlicher Film. Tröstlich vor allem, weil man weiss: «Das Salz der Erde» ist im laufenden Rennen um den Oscar.

Wim Wenders: «Das Salz der Erde» läuft bis auf weiteres in den Kinos der deutschen Schweiz.

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Michel Houellebecq:**
Unterwerfung (*Dumont*)
- 2 (1) **Ian McEwan:** Kindeswohl (*Diogenes*)
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 4 (4) **Kazuaki Takano:** Extinction (*Bertelsmann*)
- 5 (5) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 6 (6) **Tana French:**
Geheimer Ort (*Fischer Scherz*)
- 7 (–) **Sebastian Fitzek:**
Passagier 23 (*Droemer, Knauer*)
- 8 (8) **Jo Nesbø:** Der Sohn (*Ullstein*)
- 9 (9) **Guillaume Musso:**
Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 10 (7) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:**
Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (3) **Wilhelm Schmid:**
Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (5) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 4 (2) **Martin Werlen:** Heute im Blick (*Herder*)
- 5 (6) **Guinness World Records 2015**
(*Hoffmann und Campe*)
- 6 (7) **Hape Kerkeling:** Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 7 (4) **Attila Hildmann:**
Vegan to Go (*Becker Joest Volk*)
- 8 (8) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron von Tschärner (1882–1980) (*Zytglogge*)
- 9 (–) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 10 (9) **Benjamin Behnke, Kai Daniel Du:**
Trick 17 – 365 Alltagskniffe (*Frech*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: «Tagesschau»

Die Redewendung «The show must go on» stammt aus der Zirkuswelt des 19. Jahrhunderts. Stürzte ein Artist vom Trapez oder drehte ein Tier durch, lenkten Musikkapelle und Sprechstallmeister das Publikum ab, um Panik zu verhindern. Bis heute gilt im Showbusiness die Maxime: Egal was passiert – die Vorstellung geht weiter. Selbst nach einem schweren Unfall. Das gehört zum Berufsstolz. Oft wird moniert, dies sei respektlos gegenüber dem Verunfallten. Falsch: Der Verunfallte empfindet es nicht als Affront, wenn seine Kollegen weitermachen, sondern umgekehrt, wenn wegen ihm die Show abgebrochen wird. Nur beim Schweizer Fernsehen gelten andere Regeln. Wird einer Moderatorin schwarz vor den Augen, bricht man gleich alles ab. Und zeigt Landschaftsbilder. (rb)

Literatur

Querdenker der Antike

Der Widerspruchsgeist ist ein prägendes Merkmal Europas. Er richtet sich gegen Macht, Willkür und rostige Denkmuster. Sechs Vorbilder aus Griechenland. Von Kurt Steinmann

Thersites — Der erste Pazifist. Beginnen wir mit dem Urvater aller Kriegsgegner. Im zweiten Gesang der «Ilias» prüft Agamemnon im zehnten Kriegsjahr vor Troja den Kampfgeist seines griechischen Heers; zum Schein ordnet er den Rückzug in die Heimat an. Die Truppen, vom langen Krieg zermürbt, eilen zu den Schiffen, wollen so rasch wie möglich nach Hause. Agamemnons «Probe» wäre beinahe gescheitert, wäre nicht, durch göttliche Intervention aufgeschreckt, Odysseus eingeschritten und hätte die Soldaten zum Bleiben bewegt. Seine Losung: «Nicht alle wollen wir hier doch Könige sein, wir Achaier! / Ungut ist die Befehlsgewalt vieler! Einer befehle, / einer sei König!»

Hierarchie statt Partizipation als Segen: die ewige Leier der Mächtigen. Die Krieger fügen sich. Ein einziger leistet Widerstand: Thersites. «Dieser wusste im Herzen viel ungebührliche Worte, / nur um drauflos nicht nach Anstand mit den Fürsten zu streiten.» Er greift Agamemnon höhrend an; die einzigen Beweggründe des Kommandanten, Krieg zu führen, seien Geld und Sex, also Eigeninteressen, nicht Staatsinteressen. Auch gegen seine Mitkämpfer, die sich manipulieren liessen, geht er hämisch ins Gericht: «Schlappschwänze ihr, feige Säcke, Weiber, nicht Männer Achaia! / Kehr'n wir doch heim mit den Schiffen und lassen wir den hier in Troja / seine Ehrengeschenke verdauen, damit hautnah er fühle, / ob wohl auch wir ihm etwas helfen im Kampf.»

Der Kritiker und Aufwiegler hat freilich keinen Erfolg. Selbst bei seinen Kriegskameraden, deren Interesse er ja polemisch mitvertreten hatte, erntet er nur Schadenfreude und Häme, geschweige denn Unterstützung. Odysseus hingegen, ein wichtiger Berater des Oberkönigs, findet Beifall, «da er dem lästernden Worteschleuderer das Reden gelegt hat», indem er ihn verbal und brachial züchtigt. Thersites, der schon durch die Aufzählung seiner physischen Defizite zum Aussenseiter in dieser auf Schönheit und Perfektion konditionierten Adelsgesellschaft an den Rand gedrängt ist, ist ein vollkommen isolierter Pazifist inmitten einer Herde von Kriegswilligen. Seine Kritik am aristokratischen Wertesystem der Mächtigen ist chancenlos und eine *petit épisode sans importance* in der «Ilias». Aber die Neuzeit von Shakespeares «Troilus und Cressida» (1601/02) bis zu Giraudoux' «La guerre de Troie n'aura pas lieu» (1935) hat die Haltung dieses krummbeinigen, hinkenden, buckligen Anklägers unreflektierter Macht anders gesehen. Als kritischer Denker

erhob er seine pazifistische Stimme, widersetzte sich dem Mainstream und nahm Isolation und persönliche Unbill tapfer in Kauf.

Sisyphos — Mythos der Unsterblichkeit. Mächtige kennen kein Mitleid mit den Unbotmässigen, erst recht nicht die Götter, die Mächtigsten der Mächtigen. So trifft die göttliche Diktatur auch Sisyphos, dessen Strafe sich bis heute im kollektiven Gedächtnis eingepreßt hat. Aber was waren seine Vergehen? Er verrät die Entführung der Aigina durch den liebeshungrigen Zeus an deren Vater, den Flussgott Asopos – unter der Bedingung, dass dieser der Burg von Korinth Wasser verschaffe. Seine schlimmere Schuld: Er fesselt Thanatos, den Tod, womit er ihn aus der Welt schafft und die Sehnsucht der Menschen nach Unsterblichkeit kurzfristig verwirklicht, bis Hades den Tod durch Ares befreien lässt. Der Besorger des lebenspendenden Wassers und Überwinder und Todfeind des Todes – Canetti! – mit seinem Streben nach Unsterblichkeit (damit würde die klare Scheidung der Göttersphäre vom Dasein der Sterblichen aufgehoben) erleidet die Strafe des ewigen Steinewälzens.

Der Mythos von Sisyphos (zuerst bei Homer, «Odyssee» 11, 593 ff.) ist bei Philosophie-Interessierten natürlich aus Camus' Deutung bekannt. Wenige Schriften haben das Lebensgefühl westeuropäischer Intellektueller der fünfziger und sechziger Jahre so geprägt wie

Mächtige kennen kein Mitleid mit den Unbotmässigen, erst recht nicht die Götter.

«Le Mythe de Sisyphe» (erschienen 1942, Deutsch 1956). Sisyphos muss einen gewaltigen Felsblock den Hang hinaufwälzen, worauf der Stein immer kurz vor Erreichen des Kammes in den Abgrund rollt. «Heutzutage arbeitet der Werk tätige sein Leben lang unter gleichen Bedingungen, und sein Schicksal ist genauso absurd» (Camus). Neben den Entfremdungen der Arbeitsgesellschaft beschreibt der «Mythos von Sisyphos» eine existenzielle Grundbefindlichkeit. Camus nennt sie die Erfahrung der Absurdität unseres Daseins. Trotzdem nennt er Sisyphos «glücklich» («il faut imaginer Sisyphe heureux»). Warum? Weil «der ohnmächtige Prolet der Götter» sich während des Abstiegs des ganzen Ausmasses seiner unseligen Lage bewusst wird. «Die niederschmetternden



Leidet für seine Menschenliebe die grausame Strafe des neuen Götterkönigs: Prometheus.

Weltwoche Nr. 5.15
Bilder (56-57): «Prometheus wird von Vulkanus angeketet» von Wassili Ewmeniewitsch Sawinski, 1881 (Fine Art Images),
«Sisyphus» von Vecellio di Gregorio, 1548-1549 (AKG), «Antigone» von Frederic Lord Leighton, um 1882 (AKG)

Wahrheiten verlieren an Gewicht, sobald sie erkannt werden.» Er macht die Prüfung zu seiner alleinigen Angelegenheit, er sagt ja zum Stein, zwar ohne Hoffnung, aber auch befreit vom lastenden Überbau der grausamen Götter, die er, wenn sie existieren, verachtet. Sisyphos ist Herr seiner Zeit, Herr über seinen Stein.

Mich hat die Deutung von Camus seit je nur intellektuell, nie aber existenziell befriedigt. Einem Fabrikarbeiter, der stumpf-monotone Arbeit ohne Aussicht auf Veränderung leisten muss, ist wenig geholfen, wenn er die ganze Misere seines Daseins erkennt, sie mit Verachtung straft und sich in sein absurdes Dasein schickt. «Es gibt kein Schicksal, das durch Verachtung nicht überwunden werden kann.» Ich würde anders formulieren: «Es gibt kein Schicksal, das nicht durch den Mut zur Veränderung, durch Rebellion und Widerstand, durch Aktivierung des Lebensmutes und Sammlung solidarisch Gesinnter in die Schranken gewiesen werden kann.»

Prometheus — Urfreund der Menschheit.

Noch radikaler in seiner Anwaltschaft für die Menschen ist Prometheus, der Kühndenker und Schlaukopf, der in «mensenleerer Ödnis» am schroffen Felshang des Kaukasus festgeschmiedet ist «in stahlharter Bänder unbrechbaren Fesseln». So steht es im Drama «Prometheus, gefesselt» (um 460 v. Chr.), das unter dem Namen des Aischylos zu uns gekommen ist. Weswegen büsst er so hart? Es geschieht auf Zeus' Befehl, dem er doch im grossen Kampf der Götter und Titanen geholfen hat, sich zur Macht zu putschen. Als Zeus aber das Menschengeschlecht vernichten will, stellt sich ihm Prometheus entgegen und leidet nun für seine Menschenliebe die grausame Strafe des neuen Götterkönigs, denn «hart ist jeder, der seit kurzem erst regiert». Revoltierend gegen göttliche Übermacht, schenkt er als Ur-



Fesselte den Tod: Sisyphos.

freund der Menschheit neben dem Feuer den bislang «sinnenstumpfen und verwirrten Menschen» (Hans Blumenberg), die «zwar schauten, doch nicht sahen», viele Kulturgüter: die Zahl, die Schrift («Gedächtnis aller Dinge»), die Heilkunst, Baukunst, Gewinnung von Metallen, Schifffahrt, ja alle *technai*. Prometheus, dieser Gefangene der Tyrannei, ist frei, weil unbeugsam, weil stolz. Als Kulturstifter ist er der erste Philanthrop (vgl. V. 11) der europäischen Geistesgeschichte.

Antigone — Unbeugsam bis zum Tod. Was ist höher zu gewichten, die Stimme des eigenen Gewissens oder das von der Obrigkeit erlassene Gebot? Das ist die zentrale Frage in Sophokles' «Antigone» (442 v. Chr. uraufgeführt). Sie be-



«Ungeschriebene Gesetze»: Antigone.

steht gegen das Verbot ihres Onkels, des Königs Kreon, ihren Bruder Polyneikes, der als Feind der Stadt Theben gefallen ist. Sie hat den Mut, sich frei und unabhängig zu verhalten und sich den Stimmen der Bedenkenträger zu widersetzen, und koste es die eigene Existenz. Sie verkörpert, dem Spruch der «ungeschriebenen Gesetze» folgend, die Ethik des Widerstandes. Der Zeit und dem Wandel entrückt, entziehen sich die ewigen Gesetze der Götter menschlichem Zugriff.

Die Parallelen zu Sophie Scholl (am 22. Februar 1943 für ihre Flugblattaktion gegen die Herrschaft des NS-Regimes hingerichtet) sind offenkundig. Beide leben sie in Zeiten von Krieg und Vernichtung. Beide sind sie jung und mit einem unbestechlichen moralischen Kompass ausge-

9 OSCAR® NOMINIERUNGEN

U.A. **BESTER FILM** **BESTER HAUPTDARSTELLER** **BESTE REGIE**
MICHAEL KEATON ALEJANDRO G. IÑÁRRITU



ODER

(DIE UNVERHOFFTE MACHT DER AHNUNGSLOSIGKEIT)

MICHAEL KEATON EDWARD NORTON ZACH GALIFIANAKIS ANDREA RISEBOROUGH AMY RYAN EMMA STONE NAOMI WATTS

JETZT IM KINO



Vorrang der Selbsterfahrung: Diogenes.

stattet. Selbst im Angesicht des Todes stehen sie unbeugsam ihren Verhörern und Richtern gegenüber, beide sterben sie einsam und gewaltsam und machen in ihrem Untergang den Horizont des ganz Anderen, des Göttlichen, sichtbar.

Xenophanes — Subversiver Tabubrecher.

Nach den mythischen Gestalten nun zwei kritische Geister und Nonkonformisten aus historischer Zeit. Vom Dichter, Philosophen und Theologen Xenophanes (geb. um 570 v. Chr.) sind zwar nicht mehr als 34 Fragmente überliefert, aber sie verraten einen überaus kritischen und originellen Geist, einen Denker, der die selbstverständlichen Vorstellungen, Theorien und Bräuche seiner ihn umgebenden Welt zweifelnder Prüfung unterzog, sie verwarf und ihnen neue, ungewohnte Meinungen entgegensetzte. Er war ein Tabubrecher, der auch Unantastbares nicht unangetastet liess, ein Unorthodoxer, der die angeblich «richtige Meinung» als Trug entlarvte, nach Karl R. Popper «der Begründer der intellektuellen Redlichkeit und der intellektuellen Bescheidenheit». Seine radikale Kritik an überkommenen Wertvorstellungen verschonte auch ein Monument griechischer Selbstdarstellung nicht. Für die Griechen waren die seit 776 v. Chr. gefeierten Olympischen Spiele sakrosankt. Er aber wagt den Frontalangriff gegen die panhellenischen Spiele: Der körperlichen Kraft in Armen und Beinen, Werten der Adelsethik, wird die Stärke des Kopfes gegenübergestellt. Die alte Werteordnung wird abgelehnt, sie ist sinnentleerte, willkürlich geltende Konvention. Durch einen Wettkampfsieg wird die Ordnung der Stadt nicht verbessert, ihr Wohlstand nicht gefördert und auch die Siegesfreude währt nur kurz. Es

gibt keinen Grund für die gewohnheitsmässige Hochschätzung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit.

Noch subversiver sind seine theologischen Fragmente: Den menschengestaltigen Gottesvorstellungen und der Annahme einer Vielzahl von Göttern stellt er den Satz entgegen, dass Gott unvorstellbar und einzig ist: «Es gibt nur einen einzigen Gott!» Und alle unsere Theorien sind vorläufig und relativ: «Es ist alles durchzogen von Vermutung.»

Diogenes — Ahnherr der Hippies. Ein provozierendes Anderssein zelebrierte in Athen das «abenteuerlich böse Maul» (Jacob Burckhardt), der Tabubrecher Diogenes (um 400 v. Chr. an der Südküste des Schwarzen Meers geboren). Er ist der Ahnherr der Hippies, der Grünen, der Ökologen, der Konsumverweigerer, der Aussteiger, Staatsverdrossenen und Kirchenflüchtigen, der Naturapostel und Autonomen, gehe es nun um den konsequenten Ausstieg aus der Zivilisation, den grundsätzlichen Vorrang der Selbsterfahrung vor der etablierten Moral, die Weigerung, sich durch Staat und Gesellschaft in die Pflicht nehmen zu lassen, die Ablehnung der etablierten Kultur, des Besitzes, des bürgerlichen Wohllebens und entsprechend um die Betonung der Bedürfnislosigkeit, der Autarkie, Autonomie und des Kosmopolitismus. Mit seinem Provokationsinstrumentarium störte und verstörte er. Was kann Philosophie Besseres leisten? Die Welt hat Andersdenkende dringender nötig denn je.

Alle Übersetzungen stammen vom Autor des Beitrags. 1999 erschien von ihm im Diogenes-Verlag «Diogenes von Sinope», 2007 erschien im Manesse-Verlag seine vielgerühmte Übersetzung von Homers «Odyssee».

Jazz

Nicht «cool», nicht «hot»

Von Peter Rüedi

Zu den fixen Ideen, die Jazzkritiker auf ihre Musik projizieren, gehört der Gegensatz von «cool» und «hot». Natürlich gibt's in der Geschichte des Jazz solchen, der eindeutig dem einen oder anderen Pol zuzuschreiben ist. Aber häufiger sind Spiel- und Stilformen, die irgendwo dazwischenliegen. Oder beides zugleich sind, kühl und heiss. Schon das Tenorsaxofon des Vaters und Vorläufers des Cool Jazz, die humanen Melodiefindungen von Lester Young, wird bei allem Understatement keiner im Ernst «kühl» nennen wollen, bei all dem darin enthaltenen empathischen Potenzial. Um höfliche Distanznahme geht es darin auch, um das Gegenteil einer Ästhetik der dionysischen Überwältigung. Aber wer einmal das Ohr dafür entwickelt hat, hört leicht, wie viel Lester im Spiel von Charlie Parker enthalten ist, in dem manche den Ekstatiker schlechthin sehen mögen. Die Kunst ist reicher und widersprüchlicher, als uns die Dichotomien ihrer Theoretiker weismachen wollen. Das lässt sich wieder einmal exemplarisch an einer CD erfahren, die der deutsche, in New York lebende Schlagzeuger und Komponist Jochen Rueckert mit einem Quartett vorlegt, mit dem er seit 2009 regelmässig und ebenso intensiv wie entspannt arbeitet: Mark Turner am Tenor, der als Saxofonist mit seinem raffinierten Understatement in der aktuellen Szene fast allgegenwärtig ist; Lage Lund, der norwegische Wahl-New-Yorker, ein Gitarrist von grosser Bandbreite und Souplesse, ein Feingeist, der (mit anderen Mitteln) die zauberische Atmosphäre eines Jim Hall um sich schafft; der Bassist Matt Penman, wie Rueckert selbst auf diskrete Art Stütze, Stab und *Stangl* dieser vielfarbigem, gleitenden unaufdringlichen Musik, die in ihrem Angebot viele Vorschläge führt und wenig Behauptungen. Sie ist weder «hot» noch «cool», sondern menschenfreundlich warm. Und intelligent, wie die von Wayne Shorter (dem ja auch mit diesem Gegensatz nicht beizukommen ist). So nobel zurückhaltend, dass der Hörer etwas Geduld braucht, um sie in ihrem Reichtum zu entdecken. Der Gewinn nimmt mit jedem neuen Anhören zu.



Jochen Rueckert
(Mark Turner, Lage Lund,
Matt Penman):
We Make The Rules.
Whirlwind Recordings WR4658

Rendezvous mit Sexforscher

Schauspieler und Autor Gerhard Haase-Hindenberg geht in seinem neuen Buch den erotischen Fantasien auf den Grund. Kann es sein, dass er sein bestes Versuchskaninchen war? *Von Katja Oskamp*

Gerhard Haase-Hindenberg, 61, hat ein Sachbuch geschrieben: «Sex im Kopf. Die erotischen Phantasien der Deutschen». Er hat Annoncen geschaltet und einen Fragebogen ins Netz gestellt, in dem es die erotische Lieblingsfantasie möglichst detailliert zu schildern galt. Er sammelte, sortierte und kommentierte lauter Schweinereien – 1445 Menschen aller Couleur gaben bereitwillig Auskunft. Knapp dreihundert haben es ins Buch geschafft.

Mein Versuch, es in einem Ritt durchzulesen, scheitert an Übersättigung. Es wimmelt von Penissen, Brüsten, Vaginen, es wird geblasen und geleckt, geknebelt und gepeitscht. Auf Seite 91 – gerade träumt «Paul (41), Richter in einer hessischen Kleinstadt», von Sex mit zwei Frauen – klappe ich das Buch zu und begreife, dass ich bloss ab und an darin blättern soll, mir zwei, drei Anregungen holen, die Nachtischlampe ausknipsen und loslegen.

Was unnötig aufhält, ist der pseudowissenschaftliche Anstrich. Alle paar Seiten sagt ein Herr Dr. Ahlers, Sexualtherapeut, kluge Dinge, und jedes Kapitel beginnt mit einem Vorwort, das unser aller Wunsch nach Demütigung, Gruppensex oder Fetischen legitimiert. Weil es total wissenschaftlich zugeht, heisst das erste Kapitel auch «Schwarz-Rot-Geil». Es geht weiter mit den «Stinos», den «Stinknormalen», und steigert sich bis zu den Prostituierten, die von den Fantasien der Freier erzählen. Ich Depp! Das Beste kommt natürlich am Schluss. Jeder Profi hätte hinten angefangen zu lesen.

Mein persönliches Highlight sind die Fussnoten, die Gerhard Haase-Hindenberg lose einstreut, zum Beispiel «Squirting⁷² weibliche Ejakulation», «prolabse¹⁷ Analdehnung» oder «Hasenheide⁸ Volkspark im Bezirk Neukölln». Hä?

Gewaltige Umarmung

Ich stehe in Rock, schwarzen Strümpfen und Stiefeln auf dem S-Bahnhof Savignyplatz im Westen Berlins, präpariert für mein erstes Date mit einem Sexforscher. Gerhard Haase-Hindenberg stürmt schnaufend herbei – stattliche Leibesfülle, enormer Schädel ohne Haare, dafür eine sehr grüne Brille im Gesicht. «Katja!», ruft er, meine telefonisch erteilte Erlaubnis zum Duzen nutzend, und reisst mich in eine gewaltige Umarmung. Ich klebe fest an breiter Brust und dickem Bauch, verfange mich in einem weissen Künstlerschal und frage mich, wie ich unter diesen Körperum-

ständen die kritisch-distanzierte Journalistin mimen soll. «Hallo Gerhard», sage ich. – «Haase!», ruft er. «Alle meine Freunde nennen mich Haase!» Prompt klärt sich die Fussnote mit der Hasenheide. Dort hoppelt der Autor sicher gelegentlich herum.

Wir steuern das von Haase vorgeschlagene Autorencafé an, eine gehobene Westberliner Adresse mit angeschlossener Buchhandlung. Hier sitzt die verwehte Westberliner Weiblichkeit, zarte Damen, die versonnen im Tee rüh-



«Ich bin dein Vater»: Autor Haase-Hindenberg.

ren und lyrisch lächelnd in Schöngestigem blättern. Dahinein platzt Haase mit mir im Schlepptau, nimmt mir den Mantel ab, sucht uns ein freies Tischchen.

«Hier hat die Buchpremiere stattgefunden», erklärt er, «der Raum war hoffnungslos überfüllt. Dort drüben sass der Broder und fragte mittendrin laut ins Publikum: «Wer hatte heute schon Sex?» Niemand hat sich gemeldet. Der Broder hätte mal besser gefragt, wer heute schon onaniert hat.» Haase guckt wie ein alter Hase. Aha. Keiner vögelt, aber ganz Deutschland masturbiert. Mit leisem Zweifel betrachte ich die Damen ringsum, während Haase ein Stück Kuchen bestellt. Ich will keins, aber Haase ordert eine zweite Gabel, «falls du doch Lust bekommst, Katja». Ich blicke tief in die Augen hinter der sehr grünen Brille und

stelle tapfer meine Frage, ob er aus dem Buch selbst etwas gelernt hat.

Haase mümmelt Kuchen und ist in Plauderlaune. Er hat früh angefangen mit dem Sex. Mit dreizehneinhalb fuhr er von Schweinfurt, wo er – wen wundert's – aufgewachsen ist, zu Besuch nach Ostberlin und machte dort einer Sechszwanzigjährigen aus Versehen ein Kind. Er war längst zurück in Schweinfurt, als in Ostberlin seine Tochter geboren und von einem erwachsenen Mann adoptiert wurde. Die innerfamiliäre Aufregung im Hause Haase

«Im Buch gibt es den Professor», so Haase, «der träumt davon, mit der eigenen Tochter zu schlafen.»

legte sich. Er hörte nie wieder von seiner Tochter. «Wir waren schön froh um die Mauer», sagt er. Denn der Ostler durfte nicht in den Westen reisen. Aber der Westler in den Osten.

Haase zog es abermals nach Ostberlin. In den siebziger Jahren studierte er Schauspiel an der legendären Ernst-Busch-Schule in Schöne-weide. Er zählt ehemalige Kommilitoninnen auf, die heute berühmte Schauspielerinnen sind. Die kennt er alle persönlich. Sicher ist er mit der einen oder anderen in die Kiste gestiegen. Haase kommt auf den *summer of love* zu sprechen, die Hippiezeit, im Buch mehrmals erwähnt. Man lernte, steht da, «die primären Geschlechtsmerkmale seines Gegenübers oft eher kennen als dessen Namen». Es war Haases grosse Zeit, seine Jugend, die er wohl meist auf Berliner Matratzen verbracht hat.

Die Siebzehnjährige

Auch in den Achtzigern streifte er nachts durch die Berliner Theaterkantinen und riss Mädels auf. Eine gefiel ihm besonders. Sie schrieb ihm ihren Namen und ihre Telefonnummer auf. Am nächsten Morgen erwachte er verkatert, entsann sich der hübschen jungen Frau, wühlte den Zettel aus der Hosentasche und stutzte ob des Namens. Am selben Abend traf er die Angebotete im Edelrestaurant, wollte wissen, wo sie herkam, fragte sie über ihre Eltern aus. Die Siebzehnjährige mokierte sich, gab aber Auskunft und – aus Haases Verdacht wurde Gewissheit: «Ich bin dein Vater», sagte er zu ihr. Wie der Abend im Restaurant endete? Darüber sind sich Vater und Tochter, die seither wieder Kontakt haben, bis heute uneins.

«Im Buch gibt es den Professor», erklärt Haase, «der träumt davon, mit der eigenen Tochter zu schlafen.» – «Eine gewisse Affinität zum Thema», fasse ich diskret zusammen, «scheint also von Vorteil zu sein für so ein Buchprojekt.» – «Kannst du dir nicht vorstellen, was die Frauen bei mir suchen?», fragt Haase, «bei meiner Figürlichkeit?» Ich schlucke. Er tappt! Höre ich die Damen ringsum leise seufzen?



Das Beste kommt natürlich am Schluss.

Weltwoche Nr. 5.15
Bild: Aus dem Buch «Diana Scheunemann» von Diana Scheunemann (Published by Damiani Editore, Italy)

Haase hat den Kuchen aufgegessen und schwärmt von einer Odilie, die ihn eine Zeitlang regelmässig besuchte und ihm so wunderbar einen blies. Mich beschleicht allmählich die Vermutung, dass Haase für das Buch sein bestes Versuchskaninchen war.

Um die Fassung zurückzugewinnen, frage ich, ob er heute noch als Schauspieler arbeitet. Klar, während das Buch entstand, war er gerade mit der «Harry Belafonte Story» auf Tournee, tingelte von Kaff zu Kaff durch die deutsche

«Im Buch gibt es den Professor», so Haase, «der träumt davon, mit der eigenen Tochter zu schlafen.»

Provinz. Nachmittags mailte und telefonierte er mit seinen Sex-Informanten; abends stand er in irgendeiner Mehrzweckhalle mit Cowboyhut und Mikroport auf der Bühne.

Er spricht eben von dem im Buch vorkommenden Bauern, der seine Kuh vögeln wollte, da ruft Birgit an. Birgit ist Haases Mäuschen. Das weiss ich aus der Danksagung auf der letzten Seite, in der Haase auch eine ganze Schar von Rowohlt-Verlagslektorinnen aufzählt. Ich frage lieber nicht, worin deren Mitwirkung genau bestanden habe.

«Ich kann am besten mit Frauen arbeiten», sagt Haase trotzdem und redet auf einmal über seine Brille. Die hat seine andere Tochter in Amerika für ihn ersteigert, für 295 Dollar.

«Es ist die Originalbrille von Truman Capote», sagt er und fügt bescheiden hinzu: «Nur eine Nebenbrille. Er hatte ja insgesamt siebenundzwanzig.»

Träumen von Haase

Haases grüne Brille hält für uns das Niveau. Im Autorencafé wird immer noch Weltliteratur verkauft und gelesen.

Haase hilft mir in den Mantel, hält mir die Tür auf. Die Damen blicken von der Lektüre auf und schicken ihm begehrrliche Blicke nach. «Ich könnte noch ewig mit dir plaudern», sagt der Sexforscher. Ich schnurre. Küsschen, Küsschen, grosses Adieu.

Frierend stehe ich in der Westberliner Nacht auf dem S-Bahnhof Savignyplatz, warte auf die Bahn, schlage das Buch auf: «Petplay⁵⁹ ein erotisches Rollenspiel, bei dem ein Partner die Rolle eines Tieres spielt.»

Ich träume ab jetzt von Haase.

Sex im Kopf. Die erotischen Phantasien der Deutschen. Rowohlt. 368 S., Fr. 21.90

Katja Oskamp ist Schriftstellerin und war Dramaturgin am Volkstheater Rostock. Sie lebt in Berlin.

Top 10

Knorr's Liste

1	The Imitation Game	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
2	Baymax	★★★★☆
	Regie: Don Hall/Chris Williams	
3	Wild	★★★★☆
	Regie: Jean-Marc Vallée	
4	Wild Tales	★★★★☆
	Regie: Damián Szifrón	
5	St. Vincent	★★★★☆
	Regie: Theodore Melfi	
6	Frau Müller muss weg	★★★★☆
	Regie: Sönke Wortmann	
7	Paddington	★★★★☆
	Regie: Paul King	
8	Durak	★★★★☆
	Regie: Juri Bykow	
9	Unbroken	★★★☆☆
	Regie: Angelina Jolie	
10	The Theory of Everything	★★★☆☆
	Regie: James Marsh	

Kinozuschauer

1 (1)	Honig im Kopf	31 745
	Regie: Til Schweiger	
2 (-)	The Imitation Game	21 087
	Regie: Morten Tyldum	
3 (3)	Baymax	13 327
	Regie: Don Hall/Chris Williams	
4 (2)	Taken 3	12 067
	Regie: Olivier Megaton	
5 (3)	The Best of Me	9525
	Regie: Michael Hoffman	
6 (5)	Wild	7428
	Regie: Jean-Marc Vallée	
7 (4)	Unbroken	6555
	Regie: Angelina Jolie	
8 (-)	Frau Müller muss weg	3468
	Regie: Sönke Wortmann	
9 (7)	Paddington	3180
	Regie: Paul King	
10 (6)	The Hobbit: Battle of the Five ...	3078
	Regie: Peter Jackson	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Lucy (Universal)
2 (-)	Sex Tape (Sony)
3 (3)	Step Up – All In (Rainbow)
4 (2)	Guardians of the Galaxy (Disney)
5 (1)	Hercules (Rainbow)
6 (5)	Monsieur Claude... (TBA)
7 (4)	The Expendables 3 (Impuls)
8 (-)	Katakomben (Universal)
9 (6)	Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney)
10 (-)	Erlöse uns von dem Bösen (Sony)

Quelle: Media Control



Aberwitzige Tour de Force: «Birdman».

Kino

Diese schnöde, blöde Wirklichkeit

Der einstige «Batman»-Darsteller Michael Keaton brilliert als Ex-Superheld in der furiosen, Oscar-nominierten Showbiz-Satire «Birdman». Von Wolfram Knorr

Es donnert und blitzt am Broadway. Ein Mann mit glorioser Vergangenheit ist am Schuften: Riggan Thomson (Michael Keaton). Früher war er Hollywoods Superheld Birdman. Mit juvenilem Elan karrierte er durch Raum und Zeit, selbst die Schwerkraft hatte keine Chance. Jetzt gravitiert er nur noch nach unten, steckt in einem bleiernen Tief, nachdem er «Birdman 4» abgelehnt und keine Rollen mehr erhalten hat. Auf den morschen Brettern, die einst die Welt bedeuteten, versucht er, sich als Regisseur und Hauptdarsteller des ambitionierten Raymond-Carver-Stücks «What We Talk About When We Talk About Love» aus seinem Karriereloch zu sprengen. Doch der Sprengsatz erweist sich in Gestalt seines Ensembles als manch ein nasser Frosch. Und Mike Shiner (Edward Norton), ein Method-Acting-Berserker, der gleich auf der Bühne seine Partnerin und Ex-Freundin Lesley (Naomi Watts) vögeln will, Thomsons Tochter Sam (Emma Stone) anmacht, wird zum Dum(m)-Dum(m)-Geschoss, das den ganzen Laden zu zerlegen droht. Kein Wunder, dass sich Riggan sein Alter Ego Birdman aufdrängt und zu lösen vorgibt, woran er qualvoll gekettet ist: an die schnöde Wirklichkeit, die so verdammt unvollkommen ist. Birdman bietet ihm Hilfe an – Riggan bildet sich das zumindest ein.

«Birdman» von Alejandro González Iñárritu («Babel»), mehrfach Oscar-nominiert, nach

einem Drehbuch von Nicolas Giacobone, Alexander Dinelaris, Armando Bo und Iñárritu, ist die aberwitzige Tour de Force eines gealterten Schauspielers, der sich mit seiner ersten Bühnenszenierung aus der Karriere-Mumifizierung rausschälen will. Doch die Realität hobelt ihm jeden Eigensinn weg; es fliegen die Späne, sein entnervter Manager und Produzent (Zach Galifianakis) hobelt kräftig mit. Und weil immer weniger von ihm übrigbleibt, wird sein Alter Ego zur letzten Ausfahrt aus dem irdischen Jammertal. Birdman wird zum Mephisto, um Riggan wieder zum besseren Ich zu verführen.

Hollywood, Traumstadt und Endstation Sehnsucht, spielt immer wieder mit den Monstrositäten seiner Kultur und seines Milieus, und Iñárritu spart nicht mit Seitenhieben gegen die grassierenden Superhelden-Dumpfbacken und die geldgierigen Schurkenseelen der Branche. Riggan Thomson nuckelt verzweifelt an einer Auferstehung wie ein Kleinkind am Honigschnuller. Riggan-Darsteller Keaton, der einst selbst als Batman berühmt wurde und dann in der Versenkung verschwand, ist zum wirren, gealterten Zausel und fahrigem Grantler geworden, der zwischen Traum und Wirklichkeit zerrieben wird. Iñárritu fand mit einem hektischen Drum-Soundtrack und einer ständig sich bewegenden Kamera (Emmanuel Lubezki) den perfekten Stil. Sie schwebt, kreiselt, fliegt durch

die schmalen Gänge, Flure, Garderoben über Treppen auf die Bühne, den erregten, schnat-ternden Figuren folgend, als rase man durch die hintersten Winkel und Katakomben von Thomsons gepeinigter Seele. Das ist höchst virtu-ös; man wird von einer emotionalen Strom-schnelle mitgerissen. ★★★★★

Weitere Premieren

Mortdecai — Der schrullige Kunsthändler Mortdecai (Johnny Depp) und seine Luxus-Lady (Gwyneth Paltrow) sind in Geldnöten und auf die Belohnung eines geklauten Goya-Gemäldes aus. Mit Inspektor (Ewan McGregor) und Diener (Paul Bettany) jagen sie hinter den Dieben her. Autor und Regisseur David Koepp («Secret Window») schielt angestrengt nach Blake Edwards' Inspektor Clouseau mit Slapstick und Situationskomik. ★★★☆☆



Situationskomik: «Mortdecai».

Foxcatcher — Ringer Mark Schultz (Channing Tatum) holte sich 1984 in Los Angeles eine olympische Goldmedaille und erhielt einige Jahre später ein seltsames Angebot: Der Multimillionär und letzte Spross der Du-Pont-Dynastie, John E. du Pont (Steve Carell), lockt den Catcher mit viel Geld auf sein Riesenanwesen. John E., ein Ringer-Fan, möchte Mark unter seiner Obhut auf die Weltmeisterschaft in Frankreich vorbereiten, um sich selbst im Erfolg zu sonnen. Du Pont, hochgradig neurotisch, leidet



Schwitzende Körper: «Foxcatcher».

unter der Herrschaft seiner Mutter (Vanessa Redgrave), die ihm mit ihrer edlen Pferdezucht gewissermassen auf den Nerven herumgaloppiert. Schon aus reiner Provokation widmet er sich jener Sportart, die der Mutter – schwitzende, aneinanderklebende Körper – höchst zuwider ist. Der latent schwule John E. verführt bald seinen Schützling zu Sachen, die dem Sport nicht gerade dienlich sind und Mark schaden. Deshalb muss Marks älterer Bruder Dave (Mark Ruffalo) ins Haus, um ihn wieder aufzubauen. Doch damit beginnt du Ponts psychischer Abstieg, in einer gewaltsamen Handlung gipfelnd. Tatsächlich hat du Pont ein Team, das er Foxcatcher nannte, aufgebaut. Er wollte Mäzen, Trainer, Mentor sein, der über sein Mäzenatentum sogar Dokumentarfilme produzieren liess – und dann doch ausrastete. Bennett Miller («Capote») hat mit seinen Autoren E. Max Frye und Dan Futterman aus der wahren Geschichte ein faszinierendes Psycho-Düster-Porträt gemacht, in dem der Sport (wie im US-Film üblich) alles andere als strahlt und das Mäzenatentum zum Albtraum wird. Was den Film aber überragend macht, ist die Besetzung: Steve Carell als gallig bis scheel glotzende Mischung aus Schachtelteufel und Sumpfkroete. Die grösste Überraschung aber ist Channing Tatum als muskelbepackter, tumber, stierna-ckiger Tor, waldschratig, hölzern – das ist eine Meisterleistung und alleine schon den Besuch des Films wert. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Sie haben in Ihrer Rubrik den Film «St. Vincent» mit vier Sternen geadelt. Ich habe ihn mir daraufhin angesehen und finde ihn grauenvoll sentimental und verlogen. Das kann auch ein Bill Murray nicht retten. W. N., Frauenfeld

Doch. Die Grundkonstellation – grantiger Opa und einsames Kind – ist eine pure alte Buddy-Spielerei, mit der Wirklichkeit hat sie nichts am Hut und erhebt auch nicht den Anspruch darauf. Es geht wirklich nur um eine all-



seits beliebte Spielerei mit Gegensätzen (gross und klein, alt und jung, ausgebufft und naiv usw.), die seit eh und je die Lust am Dramatischen beflügelt. Auch der französische Hit «Intouchables» lebt von diesem Spiel und ist auch wenig realitätsnah. Wenn man das akzeptiert, macht der knochentrocken agierende Stoiker Bill Murray, herausgefordert von dem Kind, Spass. Klar, am Ende nimmt der Kitsch überhand. Kein Grund, deshalb verbiestert zu reagieren.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Viktor und Charlie

Von Rico Bandle

Letzten Sonntag ging es wieder los mit «Giacobbo/Müller». An dieser Stelle wurde die SRF-Satiresendung zuletzt mehrfach kritisiert – angesichts der Debatte um Grenzen der Meinungsfreiheit in der Satire ist es nun an der Zeit, Viktor Giacobbo positiv herauszuheben.

In den letzten Wochen zeigten sich viele Kulturlaute und Journalisten solidarisch mit den Machern der Satirezeitung *Charlie Hebdo*. Zum Teil dieselben Leute,



Unzensiert: Giacobbo (r.), Müller.

die heute das «Je suis Charlie»-Schild am höchsten halten, begrüsst vor einigen Monaten noch das Vorhaben, Komiker mit Hilfe des Antirassismugesetzes zum Schweigen zu bringen: weil sie ihr Gesicht schwarz angemalt (Birgit Steinegger), einen harmlosen Italienerwitz erzählt (Alexander Tschäppät) oder sich unglücklich über Juden geäussert hatten (Massimo Rocchi).

Grosse Ausnahme: Viktor Giacobbo hat seine umstrittenen Berufskollegen stets gegen alle Moralanwälte und Zensurwächter in Schutz genommen. Auch holte er Andreas Thiel in seine Sendung, gleich nach dessen Koran-kritischem Artikel in der *Weltwoche*. Egal, ob links oder rechts, Koran- oder SVP-kritisch, Giacobbo ist der Letzte, der Zensur üben würde. Das strahlt auf die ganze Schweizer Komikergilde aus, die die muffige Franz-Hohler-Attitüde abgestreift hat und – im Gegensatz zur hochsubventionierten Theaterszene – wunderbar unideologisch und offen geworden ist. Diese Haltung ist der Leitfigur der Schweizer Humoristen hoch anzurechnen.

Giacobbo/Müller: sonntags, 22.10 Uhr, SRF 1

Gedränge bei deftiger Musik

Weisswurstparty beim «Stanglwirt»; Drama in Küsnacht; Schönheitschirurg im Glück. Von *Hildegard Schwaninger*



Massengaudi: Weisswurstparty im Kitzbüheler «Stanglwirt».

Einmal muss man sie erlebt haben, die Weisswurstparty beim «Stanglwirt» bei Kitzbühel in Tirol, das Mega-Event rund um das Hahnenkammrennen. Der «Stanglwirt» ist legendär, seit seiner Gründung vor 360 Jahren in Familienbesitz und seither jeden Tag offen. An der Weisswurstparty, die zum 24. Mal stattfand, sah man die Haudegen von gestern Niki Lauda, Alfons Schuhbeck, Franz Klammer und Karl Schranz und den aktuellen Folk-Rocker Andreas Gabalier; die aktuellen Ski-Gladiatoren waren nicht da, die mussten am nächsten Morgen auf die Streif. 2000 Menschen drängten sich bei deftiger Musik, alle in Dirndl und Lederhosen. Fazit: Riesensauferei! Eine Gruppe Schweizer, erstmals dabei, konnte über die Massengaudi nur staunen.

Was ist eigentlich passiert in der Nacht vor Silvester in der Küsnachter Villa des Kunsthändlers L. v. V.? Am frühen Morgen wurde die Polizei alarmiert, vom mutmasslichen Täter, dem 29-jährigen Sohn des Kunsthändlers. Der Polizei bot sich ein Bild, von dem sie sagte, ein solches Blutbad habe sie selten gesehen, das ganze Wohnzimmer sei voller Blut gewesen. Es war ein verheerender Drogenrausch, in dem B.V. einen 23-jährigen Freund zu Tode brachte. Die fatale Droge soll Ketamin gewesen sein, verbunden mit Alkohol ein hochgefährlicher Cocktail. Es gab

Streit, B.V. hat seinen Gast mit einem Leuchter erschlagen, dann ging er ins Bett; und als er am Morgen aufstand, fand er den Toten – und wusste nicht mehr, was passiert war. Die beiden sollen allein im Haus gewesen sein, vorher hatten sie im Zürcher Kreis 7 gefeiert. Die Eltern waren in ihrem Chalet in Klosters.

L. v. V. ist einer der grossen internationalen Kunsthändler und an internationalen Kunstmesse vertreten, der Tefaf in Maastricht, der Art Cologne, der Art Basel in Miami. Er handelt mit Kunst des Impressionismus, Expres-



Fatales Ereignis: Küsnachter Kunsthändlervilla.

sionismus, der Ecole de Paris. Er macht Millionengeschäfte mit grossen Namen: Degas, Ernst, Matisse, Kandinsky, Picasso, Jawlensky, Richter, Warhol, Wesselmann.

Sein Sohn trat in seine Fussstapfen. Handelte vor allem mit klassischer Moderne, Pop-Art und moderner Kunst. Warhol, Mel Ramos, Banksy, Sam Francis, Damien Hirst, Roy Lichtenstein – alles Liga A. Sein erstes Bild, einen Chagall, verkaufte er mit sechzehn. An Kunstmesse sah man ihn von weitem: fast zwei Meter gross und gerne bunt gekleidet. Er lebte ziemlich polyglott, ist in Genf und London aufgewachsen; sein Vater eröffnete seine erste Galerie 1980 in München. Den Freund, den B.V. mit dem Leuchter erschlug, kannte er von der Schule in London.

Der Sohn hat die Tat gestanden, sitzt in Untersuchungshaft. Seine Website war nach der Tat geschlossen, jetzt ist sie wieder aktiv. Die Eltern geben zu der fatalen Nacht in ihrem Haus keine Auskunft.

Er wäre so gern ein Star. So war der Schönheitschirurg Christoph Wolfensberger überglücklich, als er bei Filmarbeiten an der Bahnhofstrasse für James Bond gehalten wurde. Er schmunzelt: «Wahrscheinlich waren es der schwarze Alexander-McQueen-Mantel und die dunkle Sonnenbrille.» Gedreht wurde lediglich ein Imagefilm für ihn selbst. Wolfensberger: «Was ich mache, soll dokumentiert werden.» Der Film zeigt den Selbstverliebten in Action: beim Operieren, beim Trompetenspielen, beim Vergnügen. Seine Liebe gehört der Schönheit und der Musik. Es



Star-Image: Wolfensberger beim Filmdreh.

ist ein Werbefilm, der ab Frühling im Internet gezeigt wird. Auch ein Buch über Wolfensberger ist im Entstehen. Es heisst «What a Wonderful Life». Inhalt: «Wer bin ich? Was mache ich? Was ist mein Rezept, um für immer jung zu bleiben?» Sein *forever young*-Geheimnis gibt der Arzt, der schon sieben Jahrzehnte auf dem Buckel hat, preis, sowie ein paar brauchbare Ratschläge: «Ich habe viel zu sagen, was für die Jungen interessant ist.» Geschrieben wird das Buch vom Wiener Journalisten Christoph Sander.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Gesetz der Liebe

Die Lehrerin Emet Ozar, 35, und die professionelle Verfasserin von Subventionsanträgen, Jessica Bavermann, 34, haben im August geheiratet. Nicht in Israel. Dafür orthodox.



Viele Tränen: Ehepaar Ozar-Bavermann.

Emet: Wir sind praktizierende Jüdinnen. Wir trafen uns vor einem Jahr in Israel, ich liebte Jessica beinahe sofort. In ihr erkannte ich nicht nur eine Seelenverwandte, sondern bald auch einen Menschen, ohne den ich nicht mehr leben konnte.

Jessica: Sie las mir schöne Worte vor, die sie sich zuvor auf einem Fresszettel notiert hatte. Ich war komplett ahnungslos. Zweimal nahm sie mir die Sonnenbrille weg, schaute mir tief in die Augen. Ich dachte: «Irgendwie benimmt sie sich eigenartig.» Dann zückte Emet den Ring, und eine Sekunde später fiel ich ihr um den Hals, denn meine grösste Hoffnung hatte sich erfüllt.

Emet: Wir wollten unbedingt eine traditionelle Hochzeit mit jenen Bräuchen und religiösen Traditionen durchführen, die wir kennen und als wichtig erachten. Der Umstand, dass wir ein gleichgeschlechtliches jüdisches Paar sind, machte dieses Anliegen nicht einfach. Unsere Eltern erwiesen sich als grossherzig. Das Glück ihrer Töchter lag ihnen näher am Herzen als jene religiösen Vorgaben, die es verunmöglicht hätten, und so unterstützten sie uns emotional bei allen Vorbereitungen. Wir bezogen auch Bräuche ein, die viele Juden nicht kennen. So führten wir einen «Vort»

durch. Um die Ernsthaftigkeit der Verbindung zu symbolisieren, wurde in Anwesenheit beider Brautmütter eine Schüssel zerbrochen. Der Sinn dahinter: Diese Beziehung soll unzerbrechlich bleiben.

Jessica: In Israel wäre es unmöglich gewesen, manche Traditionen umzusetzen, und wir hätten niemals einen Rabbiner gefunden, der uns getraut hätte. All das konnten wir in Los Angeles realisieren. Dem jüdischen Ritual folgend, sahen wir uns die letzten sieben Tage vor der Hochzeit nicht.

Emet: Den ersten Besuch in der Mikwe, im rituellen Tauchbad, absolviert die Braut meist am Vorabend des Hochzeitstages. Dieses Ereignis feiert sie traditionellerweise mit Freundinnen und weiblichen Mitgliedern der Familie. Da meine psychische Identität männlich ist, wählte ich für dieses Ritual einen Zwischenweg und ging in ein Wellnessbad. Ich lag stundenlang in warmem Wasser und fühlte mich danach wie erschlagen. Ich fieberte der Trauung entgegen, vor allem aber dem Wiedersehen mit Jessie. Als ich sie am nächsten Morgen im Hochzeitskleid erblickte, klopfte mein Herz wie wild. Sie sah einfach wunderschön aus. Wir sind halt doch Mädels: Es flossen viele Tränen.

Jessica: Wir durften in der Synagoge heiraten, ein Reform-Rabbiner traute uns. Zuvor hatten wir den Heiratsvertrag unterzeichnet. Unsere Versprechen hatten wir individuell ausformuliert. Wir gelobten uns nicht nur ewige Treue und Beistand in allen Lebenslagen und dass wir alles geben würden, um der Liebe des anderen gerecht zu werden, sondern auch, dass wir gemeinsam einen jüdischen Haushalt aufbauen und unterhalten würden.

Emet: Das Glas zerstampften wir gemeinsam. Anschliessend darf das Brautpaar – quasi offiziell zum ersten Mal – dreissig Minuten allein verbringen. Diese erste halbe Stunde als verheiratetes Paar war eine Erlösung.

Jessica: Das jüdische Gesetz anerkennt unsere Verbindung nicht. Gleichzeitig haben wir so jüdisch wie möglich geheiratet. Unsere Geschichte sehen wir als Hinweis darauf, dass die Liebe nicht nur religiösen Gesetzen, sondern auch persönlichen Befindlichkeiten folgen darf.

Protokoll: Franziska K. Müller

Negerbeil

Von Andreas Thiel — Der versteckte Rassismus, der in uns allen schlummert.

Kulturbeamter: Wir können Sie leider nicht mehr in öffentlichen Theatern auftreten lassen.

Thiel: Wieso nicht?

Kulturbeamter: Wir haben gehört, sie seien Rassist.

Thiel: Wer kommt denn auf so was?

Kulturbeamter: Sie haben neulich ein Gedicht vorgetragen, in welchem das Wort «Goldregen» vorkam.

Thiel: Was soll daran rassistisch sein?

Kulturbeamter: «Regen» heisst rückwärts gelesen Neger.

Thiel: Aber ich habe doch «Goldregen» gesagt.

Kulturbeamter: Das ist noch schlimmer. Denn das heisst rückwärts gelesen «Negerdlog».

Thiel: «Negerdlog»? Was soll das heissen?

Kulturbeamter: Vermutlich meinen sie damit etwas ganz Gemeines wie «Neger dog». Oder es ist eine Abkürzung für «Neger d. log», also einen «Neger, der log». Egal, was es heisst, das ist ganz perfider Rassismus.

Thiel: Weshalb verdrehen Sie mir überhaupt die Worte im Mund?

Kulturbeamter: Solche geheimen Rückwärtstexte kennen wir von satanistischen, rechts-extremen Heavy-Metal-Bands. Wir haben Sie durchschaut!

Thiel: Dann werde ich künftig nicht mehr «Goldregen» sagen, sondern «Beilregen».

Kulturbeamter: Wieso?

Thiel: Das heisst dann rückwärts gelesen «Negerlieb».

Kulturbeamter: Jetzt machen Sie sich auch noch über Neger lustig!

Thiel: Gibt es keine lustigen Neger?

Kulturbeamter: Das ist das Rassistischste, was ich je gehört habe!

Thiel: Wissen Sie, was rassistisch ist? Wenn jemand dazu aufruft, alle Andersgläubigen umzubringen.

Kulturbeamter: Wieso? Was soll daran rassistisch sein?

Thiel: Finden Sie diesen Aufruf denn normal?

Kulturbeamter: Dieser Aufruf heisst rückwärts gelesen gar nichts. Also scheint es eher eine Frage der Interpretation zu sein, was das heisst.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Vision aus Portugal

Von Peter Rüedi



Ranglisten, meine ich, gehören in den Sport, genau genommen in den Bereich der messbaren Disziplinen. Beim Wein mobilisieren sie meine geballte Skepsis. Schon die im Handel nachgerade unvermeidlichen Punkteskalen halte ich, nicht anders als bei Gastroführern, nur im Quervergleich und als Summe für aufschlussreich. Wo's letztlich um subjektive Urteile geht, muss man die Führer- und gegeneinander lesen. Allerdings und zugegeben: Auch ich kann mich der Faszination von Ratings nicht ganz entziehen, von Listen mit den «99 schönsten Weinen der Schweiz» (*Schweizerische Weinzeitung*), «Nos 500 meilleurs cuvées» (*Revue du Vin de France*) oder den «Top 50 wines of the year» (*Decanter*). Zur Behebung allfälliger Bildungslücken haben sie ja durchaus ihren Sinn. Wie hätte ich den «Assobio» der portugiesischen Douro-Quinta dos Murças respektive des Produzenten Esporão im südlicheren Alentejo entdeckt (zu dem der Betrieb gehört), wäre ich nicht auf die Listen der «Top 100 Weingüter des Jahres» und die der «Top 100 Best Buys» aufmerksam gemacht worden, welche *Wine & Spirits* jährlich veröffentlicht? Auf beiden figuriert die rote Cuvée vom Douro (Touriga Nacional, Tinta Roriz, Touriga Franca), vom US-Magazin mit sagenhaften 94/100 Punkten ausgezeichnet, ein Wein, der beim Schweizer Importeur Gomes in Basel für sage und schreibe Fr. 12.50 zu kriegen ist. Er ist, bestätigt der erste Schluck, abermals ein eklatantes Beispiel für das völlig irrationale Verhältnis von Qualität und Preis beim Wein. Das klappt nicht nur bei den Reliquien aus der obersten Kategorie von Bordeaux und Burgund schmerzlich auseinander, sondern, am anderen Ende der Skala und wohltuend, bei gewissen Flaschen aus Südfrankreich. Oder eben aus Portugal. Ein so stimmiger Gesamtzusammenhang von schöner Frucht (viel Erdbeeren, aber auch Dunkleres), integrierter Säure und weichen Tanninen (kluger, zurückhaltender Umgang mit Holz) und würzigen Finessen ist in dieser Preisklasse jedenfalls schon sehr ungewöhnlich. Da steckt eine Idee dahinter. Oder pathetischer gesagt: eine Vision.

Esporão SA (Quinta dos Murças): Assobio Douro DOC 2011. 13,5 %: Gomes Weine, Basel. Fr. 12.50. www.gomes-weine.ch

So einfach wie möglich

Das neueröffnete «Alice Choo» in Zürich bietet asiatische Küche auf erfreulich hohem Niveau. Von David Schnapp



Könnte das beste asiatische Restaurant Zürichs werden: Nathan Dallimore, «Alice Choo».

Zuerst müssen wir einen Begriff klären: Wenn von asiatischer Küche die Rede ist, muss man präzisieren. Laut Wikipedia gibt es etwa siebzehn verschiedene asiatische Küchen, die teilweise nichts bis wenig miteinander zu tun haben. In dem Restaurant, von dem hier gleich die Rede sein soll, wird vor allem chinesische und japanische Küche serviert, prominente Ausprägungen asiatischer Kochstile.

Die Rede ist von «Alice Choo» – keine Künstlerin aus Hongkong, sondern ein Restaurant in Zürich. Ein Lokal für Leute, die wissen, wo man hingehet, um von anderen wichtigen Leuten gesehen zu werden. Einer der Köpfe hinter «Alice Choo», das spätabends vom Restaurant zum Klub wird, ist der umtriebige Zürcher Gastronom Wolf Wagschal («Rive Gauche» u. a.). Wagschal hat sich in der Welt umgeschaut und weiss, wie man kulinarische und gesellschaftliche Ansprüche verbindet.

Effektiv in Szene gesetzt

Im «Alice Choo» ist der freundliche Neuseeländer Nathan Dallimore mit verstrubbelten Haaren und viel Energie für die kulinarischen Ansprüche zuständig. Er serviert mir einen Salat aus Avocado und Königskrabbe, der gleich zu Beginn einen Grundsatz des Küchenchefs illustriert: «Wir machen einfaches Essen», sagt er. «Ich will möglichst wenig an den Produkten verändern.» Ein leichtes Dressing, viel mehr

braucht es nicht. Für Dinge wie Sushi oder Dim Sum gibt es hier Spezialisten aus berühmten Häusern wie «Nobu», «Hakkasan» oder «Novikov», wo das Publikum in den Metropolen Schlange steht, um einen Tisch zu bekommen.

Elegant und edel sind die hausgemachten Dim Sum mit Schweinefleisch, Garnelen und Trüffel, auch wenn die aromatische Balance nicht ganz stimmt, der Fisch dominiert. Sehr fein das Beef Tataki, dünn aufgeschnittenes und kurz gebratenes Rindfleisch, aromatisiert mit etwas Rettich (Daikon), Ponzu (Soja-Zitrus-Sauce) und Olivenöl. Oder ein hervorragendes saftiges Stück Kohlenfisch, perfekt gegart, mit Miso (Soja-Getreide-Paste) und der Zitrusfrucht Yuzu effektiv in Szene gesetzt.

Eine Schwäche aus europäischer Sicht ist in asiatischen Restaurants bisweilen der Nachspeisenbereich. Auch hierfür gibt es im «Alice Choo» einen lobenswerten Spezialisten (ehemals «Mesa»). Das Dessert aus Pflaumen, Sojamilch-Panna-Cotta, Erdmandeln und Rosenblüten ist kühl und frisch. Ein abschliessender Beweis dafür, dass es in Zürich ein «asiatisches» Restaurant gibt, welches das beste der Stadt werden könnte.

Restaurant «Alice Choo», Limmatstrasse 275, 8005 Zürich. Tel. 044 448 11 11. Dienstags bis freitags mittags und abends offen, samstags ab 18 Uhr. Sonntags und montags geschlossen.



Auto

Ein exklusiver Klub

Grosse Fahrzeuge – zum Beispiel SUVs – sind oft nicht besonders gut designt. Der Lexus NX macht da eine Ausnahme. *Von David Schnapp*

Beginnen wir mit einer Behauptung: Grosse Autos, insbesondere SUVs, sind oft nicht besonders gut designte Autos. Es scheint, als falle es den Gestaltern schwer, viel Fläche attraktiv aussehen zu lassen. Eine Ausnahme, welche die Regel bestätigt, ist beispielsweise der Range Rover, und seit neuestem gehört auch ein Lexus in den exklusiven Klub: Der neue NX ist ein wirklich überzeugend gezeichnetes Auto.

Die Front mit dem riesigen, trapezförmigen Kühlergrill wirkt kühn und leicht aggressiv, die gezackten Scheinwerfer blicken auf-

reizend in die Welt, und mit lässigem Strich schwingen sich die markanten Linien im Blech über die Seitenteile des Autos, wo die hohe Schulterlinie und die geringen Fensterflächen Coolness ausstrahlen. (Hier eine Klammerbemerkung: Der Nachteil der hohen Schulterlinie ist, dass es immer unbequem wird, wenn man in ein Parkhaus einfährt und versucht, das Ticket aus dem Automaten zu ziehen, während einem die Tür den Blutfluss unter der Achsel abklemmt.) Trotzdem: Der Lexus NX 300h gefiel mir auf den ersten Blick, und ich bin, wie eine Umfrage unter ausgewählten Autofreunden im Bekanntenkreis ergibt, nicht allein mit dieser Einschätzung. Sätze wie «den finde ich auch sehr gelungen» hörte ich sowohl von Leuten, die selber einen Lexus fahren, als auch von solchen, die das nicht tun.

Intelligente Innovationen

Der NX sei eine völlig neue Art von Lexus, heisst es im Prospekt. Von «Leading-Edge-Design» ist die Rede und von intelligenten Innovationen. Der NX ist vollgestopft mit

moderner Komforttechnologie. Das Handy wird kabellos per Induktion geladen, es gibt ein Head-up-Display, eine 360-Grad-Kamera, elektrisch umklappbare Rücksitze, ein Abstandsradar und natürlich den bekannten Hybridantrieb, der Elektro- und Benzinmotor kombiniert. Daraus resultiert trotz eines Fahrzeuggewichts von 1980 Kilogramm ein EU-Normverbrauch von 5,3 Litern, den ich allerdings nicht erreiche. Es werden dann rund 8 Liter, was aber für ein geräumiges Allradfahrzeug immer noch in Ordnung ist.

Hinter dem Steuer wird augenfällig, dass auch der Innenraum des Lexus NX überzeugend gestaltet ist. In der Modellvariante «Excellence» habe ich es mit gediegenem Luxus zu tun. Ledersitze in Elfenbein, schwarzes Leder über dem Armaturenräger und dekorative Shimamoku-Holz-Intarsien beherrschen das Bild. Dazu kommt die erwähnte moderne Technologie, die ergonomisch und gut verständlich für den Fahrer angebracht ist.

Was auch klar wird hinter dem Steuer: So ein Lexus fährt sich angenehm. Bequem und entspannt rolle ich dahin, es gibt so viel Antriebsleistung, wie man braucht, aber nicht mehr. Denn wer einen Lexus NX fährt, muss niemandem etwas beweisen. Das ist eine weitere schöne Seite dieses relativ grossen, aber überzeugenden Autos.

Lexus NX 300h Excellence

Leistung: 197 PS, Hubraum: 2494 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h
Preis: Fr. 82 100.-; Testwagen: Fr. 85 600.-





«Kein ganz gewöhnliches Leben»: Musiker Ferry, 69.

MvH trifft

Bryan Ferry

Von Mark van Huissing — Der Musiker und Stilheld hat Erfolg seit Jahrzehnten; gibt es einen Inhalt hinter der eleganten Form?

Mit Ihren «Jazz Age»-Liedern haben Sie, in meinen Augen, die perfekte Nische für einen nicht älter, sondern reifer werdenden Musiker gefunden ...» – «Haha.» – «... doch jetzt kommen Sie mit einem neuen Popalbum – weshalb?» – «Oh, ich denke, die Motivation war, dass ich in den vergangenen Jahren eine Menge Auftritte hatte. Und wenn man das hat, spürt man den Bedarf, sein Repertoire aufzufrischen; ich fand, es wäre nett, ein paar neue, eigene Lieder zu haben.» – «Mögen Sie Popmusik?» – «Ich hör' mir selten welche an. Ich weiss nicht, in welche Kategorie meine Musik gehört, ich versuche Lieder zu schreiben, das find' ich immer noch interessant.» – «Ein Journalist vom *New Yorker* fragte Billy Joel, weshalb er seit 1993 kein neues Popstück mehr aufgenommen habe. Joel antwortete, er denke, er habe gesagt, was er zu sagen hatte. Der Umkehrschluss: «Bryan, denken Sie, Sie haben noch was zu sagen?»» – «Ich hoffe es. Ich hoffe, die Stücke sind musikalisch inter-

essant für die Generation, die meine Arbeit kennt. Und für die, die sie nicht kennt. Ich kann bloss warten und schauen.»

Bryan Ferry, CBE – Commander of the Order of the British Empire, ein Verdienstorden –, 69, im Norden Englands als Kind von Arbeitern aufgewachsen, war in den siebziger Jahren Sänger der Popgruppe Roxy Music; seit Anfang der achtziger Jahre ist er als Solokünstler erfolgreich. Vor kurzem veröffentlichte er «Avonmore», sein vierzehntes Album. Doch ihn bloss als Sänger und Songschreiber zu bezeichnen, bedeutete, zu untertreiben, wie es die Briten tun – Ferrys Erscheinung und Vorgänge in seinem Privatleben sind wenigstens so bedeutsam für seine Ausstrahlung wie sein Talent. Verkürzt gesagt, war der britische Barde zeitlebens ein stilbildender *ladies' man* (Jerry Hall, ein Model, war in den siebziger Jahren seine Freundin; in den achtziger und neunziger Jahren war er verheiratet mit Lucy Helmore, einem Model). Dann wur-

den aus den *Ladys Girls*: Mit 56 kamen er und seine Tänzerin Katie Turner auf Tournee zusammen, was zur Scheidung von Lucy, der Mutter seiner vier Söhne, führte. Mit 64 heiratete er eine andere, die seinerzeit 28-jährige Amanda Sheppard; sie war zuvor mit Isaac, seinem zweitältesten Sohn, zusammen gewesen (seit vergangenen Jahr ist er von ihr geschieden). Er lebt in einem Landhaus ausserhalb Londons und in einem Studio in der Stadt, er ist viel unterwegs.

«Wenn man Artikel über Sie liest ...» – «Das versuche ich zu vermeiden.» – «Im Ernst?» – «Im Ernst, es ist besser so.» – «Dann kann ich Ihnen was Neues erzählen.» – «Tun Sie's bitte nicht.» – «... kommen immer die Worte «stillvoll» und «elegant» vor.» – «Ach ja; ja, ja.» – «Wie sehen Sie sich? [Er hatte einen königsblauen Anzug aus Babycord an, ockerfarbene Brogues zu safrangelben Kniesocken und ein blau-weiss gestreiftes Hemd mit dunkelblauer Seidenkrawatte, was sichtbar wurde, als er seinen grauen Paschmina ablegte; das Gespräch fand statt in der Bibliothek des Grand Hotel «Les Trois Rois» in Basel.]» – «Ha, ich mag es *to dress up*, das ist Teil meines Auftritts. Wie die Jazzmusiker – Charlie Parker, sogar Miles Davis; sehr flott gekleidete Herren –, deren Auftritte ich sah, als ich jung war. Hey, ich stehe auf der Bühne, ich möchte nicht, dass sich meine Mutter schämen muss. Aber auch im normalen Leben – Kleider sind eine feine Sache ... Ich denke, ich mag Schneider lieber als Modedesigner.»

«Sind Sie der geworden, der Sie werden wollten, als Sie jung waren?» – «Ich hab mich laufend verändert, ich wollte was erreichen; ich denke, das hab ich geschafft. Ich wollte Kunst machen, ich mache Musik, die für mich zur Kunst gehört, obwohl man auch blödes Zeugs macht, fürs Fernsehen etwa. Wir hatten ein paar Hits – es ist nett, ein Werk zu haben, auf das man stolz sein kann. Man findet raus, dass man kein ganz gewöhnliches Leben hat.» – «Hat sich die Qualität Ihres Lebens verbessert, seit Sie nicht mehr mit Ihrer Frau und der Mutter Ihrer vier Kinder zusammen sind?» – «Ich würde sagen, es ging rauf und runter, ich vergleiche es mit einem Flugzeug, in dem ich einmal sass. [British-Airways-Flug 2069 von London nach Nairobi vom 30. Dezember 2000, als ein Passagier ins Cockpit eindringen und den Co-Piloten überwältigen konnte sowie den Flieger durch Sturzflug 3000 Meter nach unten brachte, bevor der Kapitän dem Geisteskranken den Zeigefinger ins Auge stach und so verhinderte, dass der Flieger aufschlug.] Es war ein wenig wie mein Leben; ich liess mich scheiden, ich hab wieder geheiratet, jetzt bin ich wieder geschieden, fürchte ich. Ich denke, ich bin nicht besonders gut darin.»

Sein liebstes Restaurant: «Kommt drauf an. Ich mag «Le Stresa» und «Le Voltaire» in Paris, in London – «Racine» ... Lebt der Typ von Yello noch in Zürich? Er hat einen hübschen Weinladen, bestellen Sie ihm meine Grüsse.» «**Ojo de Agua:**» Weinkontor, Oetenbachgasse 13, Zürich, Tel. 044 210 47 00

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Zuhause für garantiertes Alleinsein

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Ziemlich plump, was die Kaulquappe später ist. 5 Erwartet man von Staatspräsidenten wie Topmanagern. 11 Ein Leitsatz in einem Wort. 12 Mittelalterlicher Zweimaster. 13 Der Inhalt ist bei ihr ganz schön konzentriert. 16 Das Geschriebene ist sehr persönlich. 19 Luftige Masse im freien Fall. 20 So gesehen ganz schön aufdringlich. 21 Rar, der Bestandteil der Luft. 22 Wie Novembertage oft aussehen. 23 Eine kommt poetisch auf zwei Seelen. 25 Was Götter waren und Popstars sind. 26 Steht für abgehobene Organisation. 27 Da haben wir es!, sagt der in die Romandie schielende Deutschschweizer. 28 Denkt man an Madonna, ist sie bonita. 30 Energi-schen Widerstand entgegenstellen heisst auch erfolgreich durchführen. 32 Tal, Fluss und Stadt - österreichisch eins. 34 Ergibt sich, wenn sich Autoren kurz vereinigen. 35 Sie fehlt bei keinem Geburtstags. 39 Ist für den Gourmet kein Hund, eher unter dem Hund. 40 Bibel-Kenner kennen ihn, den Enkel von Boas und Rut. 41 Gma wird erst damit zum auffälligen Merkmal. 42 González Blanco ist dank ihm eine lebende spanische Fussballlegende. 43 Dieser Conny (+) mit seinem Land. 44 Er gleicht einer Tablette: Nebenwirkungen sind schwer vorauszusagen. 45 Ort: in der Romandie weitem bekannt. 46 Von Luzern Richtung Schaffhausen, so kurz es geht.

Senkrecht — 1 Die Deutsche: von der UFA in die USA, vom Schauspiel zum Chanson. 2 In unbewohnter Gegend kommt der bewohnte Ort gelegen. 3 Synonyme der Rebsorte sind Harriague oder Madiran. 4 Nur kurz beachtete Exzellenz. 5 In diesem Fall erzeugen gewisse Fälle dies. 6 Es reagiert basisch. 7 "Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen", sagte der Philosoph. 8 Astronomie: hellster Stern im Sternbild Skorpion. 9 Bei ihr denkt man an alles, was da krecht und fleucht. 10 Insel in Mexiko: Schildvulkan und UNESCO-Welterbe. 14 Wohl der Philosoph der Philosophen. 15 Louisli? Man denke an Margrit Rainer. 17 Investition wie Finanzprodukt. 18 Eine Täuschung ist es schon, doch sicher keine Halluzination. 20 Schöne Zeiten im alten Rom, mit der Göttin der Baumfrüchte. 23 Der Stricker als Beispiel für solch ein gereimtes Gedicht aus dem Mittelalter. 24 Nützliche Sache, sagen dazu eigentlich alle. 25 Da kann beim Darm nichts mehr raus, sagt der Arzt. 27 Er trennt alle Bande, wusste schon Schiller. 29 Sind bezüglich Zugang zum Meer eine Art Schweizer in Südostasien. 31 Malta: Die kleine Stadt hat es landschaftlich in sich. 33 Ergibt sich buchstäblich durch 14, 1, 9, 1, 21. 36 Spassige Figur aus alter Literatur - Vorname. 37 Was ISBN für Bücher, ist es für Zeitschriften. 38 Robert Mario De, der Schauspieler.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 401

K	O	L	O	S	S	A	L			B	I	G	G	S
I		I		T		L	I	V	O	R	N	O		E
T	A	N	T	A	L	I	D	E		I	D	E	S	T
T	U	D	O	R		M	O	R	A	L	I	S	C	H
	S	A	E	R	G	E		B			E		H	
	F		N			N	I	R	G	E	N	D	W	O
W	A	G	E	M	U	T		E	A	T			A	
I	L	L		A		E	I	N	R	E	I	H	E	R
C	L	A	I	R	E			N	O	R	N	E	N	
H		S	H	I	A	T	S	U		N	E	R	Z	E
T	E	E	R	O	S	E		N		E	R	Z	E	
E		R	E	N	T	E		G	E	L	T	U	N	G

Waagrecht — 1 KOLOSSAL 6 BIGGS (war bekannteste Person jenes Potzgrubens) 10 LIVORNO 12 TANTALIDE (einer von mehreren Nachkommen des Tantalos) 15 IDEST (= lat. f. das ist/ heisst. Cicero und Seneca waren röm. Philosophen) 17 TUDOR (berühmtes engl. Königshaus) 18 MORALISCH 19 SAERGE 20 NIRGENDWO 23 WAGEMUT 26 EAT (engl. f. essen) 27 ILL (Fluss im Elsass) 28 EINREIHER (Herrenanzug oder: ein Reiher) 31 CLAIRE (franz., weibl. f. klar, hell; Vorname) 34 NOR-NEN 35 SHIATSU (jap. f. Fingerdruck, Therapie) 37 NERZE 38 TEEROSE (Grundlage der Edelrose, der ersten Klasse der "modernen" Rose) 39 ERZE 40 RENTE 41 GELTUNG

Senkrecht — 1 KITT 2 LINDA (port. f. schön, weibl; Kartoffelsorte) 3 STARR 4 ALIMENTE 5 LIDO (it. f. Strand) 6 BRIL (-lant) 7 INDIEN 8 GOES (engl. für [man] geht) 9 SETH 11 VERBRENUNG 13 AUSFALL 14 TOENE 16 SCHWAENZEN 21 (Fi-)GARO 22 ETERNAL (franz. f. ewig) 23 WICHTE 24 GLASER 25 MARION 29 INERT 30 HERZU 32 IHRE 33 EAST (engl. f. Ost[en]) 36 TEE

Lösungswort — STREITFRAGE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

ZEIT UND ENERGIE. DIE ZEIGT IHNEN BEIDES.



MANERO POWERRESERVE

Die Manero PowerReserve zeigt Ihnen immer, wie viel Energie in ihr steckt. Mit integrierter Gangreserveanzeige und dem präzisen Manufakturwerk CFB A1011 verbindet der Zeitmesser hohe Funktionalität und ausgeklügelte Technik. Im Design ergänzen sich klassische und moderne Bestandteile zu einem markanten, ausdrucksstarken Gesicht.

BOUND TO TRADITION – DRIVEN BY INNOVATION



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 40, T 061 261 40 00 BERN, MARKTGASSE 2, T 031 328 90 90 DAVOS, PROMENADE 69, T 081 410 00 50
GENÈVE, 45, RUE DU RHÔNE, T 022 319 62 66, 22, RUE DU MONT-BLANC, T 022 732 72 16 INTERLAKEN, HÖHEWEG 43, T 033 826 02 02 LAUSANNE, RUE DE BOURG, T 021 312 36 12
LOCARNO, PIAZZA GRANDE, T 091 751 86 48 LUGANO, VIA NASSA 56, T 091 923 14 24 LUZERN, SCHWANENPLATZ 5, T 041 369 77 00 ST. GALLEN, MULTEGASSE 15, T 071 222 02 22
ST. MORITZ, VIA MAISTRA 17, T 081 833 31 03 ZERMATT, BAHNHOFSTRASSE 6, T 027 967 53 53 ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 50, T 044 211 26 35
ZÜRICH FLUGHAFEN, AIRSIDE CENTER, T 044 800 85 40 KURZ GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 39, T 061 269 60 60 LUZERN, WEGGISGASSE 25, T 041 419 40 20
ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 80, T 044 219 77 77 SWISS LION GESCHÄFTE ENGELBERG, TITLIS, T 041 372 10 90 LUZERN, LÖWENPLATZ 11, T 041 410 61 81

WWW.CARL-F-BUCHERER.COM